

## **II. Leibniztag**

Festveranstaltung  
anlässlich des 300jährigen Bestehens der Berliner Akademie der Wissenschaften  
am 1. Juli 2000  
im Konzerthaus Berlin am Gendarmenmarkt



Begrüßung durch den Präsidenten  
der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften,  
Dieter Simon

Herr Bundespräsident  
Herr Regierender Bürgermeister  
Frau Bundesministerin Bulmahn  
Herr Senator Stölzl  
Herr Minister Hackel  
Geehrte Festversammlung

Im Namen der Mitglieder und Mitarbeiter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften heiße ich Sie herzlich willkommen.

Wir feiern den Leibniztag!

Das Fest hat zur Zeit Konjunktur. Vorgestern wurde auch ein Leibniztag gefeiert. Für Leibniz ist es sicher keine Schande, daß sich viele in seinen langen Schatten drängen. Für uns, die Wissenschaftsbürger dieses Landes ist dies allerdings weniger eine Auszeichnung. Eher ein Indiz für die Fortdauer des deutschen Falles, der auch dem großen Leibniz vor 300 Jahren schon zu schaffen gemacht hat, obwohl er ihn gelegentlich durch ein abwechslungsreiches Gegeneinanderauspielen auch ausgenutzt hat. Gemeint ist: Kleinstaaterei statt Union, Zersplitterung statt Bündelung der Kräfte, Eigennutz statt Gemeinnutz, Zank statt Gemeinschaft. Leibniz zu beschwören, heißt uns aufzurufen, eine Änderung zu bewirken.

Dafür, daß dies zwar langsam, aber kontinuierlich geschieht, dafür stehen von Verfassung wegen, aber auch aufgrund Ihres persönlichen Arbeitsprogramms, Sie, Herr Bundespräsident.

Sie erlauben mir aber gewiß die Keckheit, Sie nicht nur in dieser Funktion, sondern auch als Schirmherrn eines unserer wichtigsten Projekte, als Projektherrn, Kuratoriumsvorsitzenden und mithin schon fast Mitarbeiter dieses Akademieunternehmens zu begrüßen. Ich denke, wie Sie wissen, an das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts. Die erfreuliche Entwicklung, die die Arbeit in diesem Vorhaben genommen hat, konnten Sie in den letzten Wochen nicht zuletzt der Presse entnehmen. Ich freue mich sehr, Herr Bundespräsident, daß es Ihnen – anders als Ihrem geschätzten Vorgänger im Amte, der zwar immer wieder einen Anlauf nahm, aber nie bei uns ankam – schon beim ersten Versuch gelungen ist, unter uns zu weilen. Wir warten mit Spannung auf Ihr Grußwort.

Lieber Herr Diepgen, ich bin fest davon überzeugt, daß sie heute morgen auf der Prachttreppe dieses Hauses verstohlen über die Schulter zur Akademie gegenüber geblickt, und dann angesichts der runderneuten Fassade nicht ohne Stolz gemurmelt haben: mein Werk! Was ja auch richtig ist und schon deshalb hervorgehoben werden muß, weil es sich um einen der Fälle handelt, von denen Wahlbürger und Intellektuelle gern behaupten, sie kämen überhaupt nicht vor: ein über jeden Zweifel erhabener, eindeutiger Fall eines eingelösten Politikerversprechens.

Denn eben dies, daß die verwüstete Fassade des schönen Hauses zur 300-Jahr Feier fertig sein werde, das haben Sie mir im vorigen Jahr versprochen und gehalten. Drinnen sieht es etwas anders aus, aber für dort hatten Sie auch nichts versprochen. Was natürlich immer noch nachgeholt werden kann. Daß es im Sitzungssaal zügig weitergeht, daran sind Sie immerhin auch nicht gerade unbetheilt. Ich jedenfalls wünsche mir durchaus, daß die Rekonstruktion dieses Saales, die wir nachher bestaunen dürfen, als Beginn einer wunderschönen und langen Baugeschichte zwischen uns beiden gedeutet werden kann.

Gestern Abend haben wir die junge Akademie eröffnet und Sie Frau Bundesministerin Bulmahn wären, wie Sie mir mehrfach gesagt haben, gern dabeigewesen, um ein wohlwollendes Auge auf jene Wissenschaftlergruppe zu werfen, die Ihnen als Forschungsministerin politisch am meisten am Herzen liegt: den wissenschaftlichen Nachwuchs.

Das ließ sich aus vielen Gründen nicht einrichten. Daß Sie bereit sein würden, als Schirmherrin oder Schirm„dame“ zu fungieren, das haben Sie mir schon in Aussicht gestellt, als ich Ihnen die Idee zum ersten Male vortragen durfte. Ob dies mehr sein könnte als ein von langen Pausen unterbrochenes aufmunterndes Nicken, ob es eine Möglichkeit geben würde, dem bundesrepublikanischen Nachwuchs in seiner Gesamtheit eine originelle Chance zur Bewährung und Profilierung zu bieten, das mußten wir damals offenlassen. Inzwischen haben Sie an dem Sachverhalt, der jetzt ja kein wissenschaftlicher mehr ist, sondern ein zutiefst politischer geworden ist, umsichtig gearbeitet. Wir sind sehr gespannt, welche Details Sie uns heute verkünden werden.

Lieber Herr Stölzl! Sie sind sichtlich unterprivilegiert. Kein Grußwort, das aber, wie ich Ihnen aufs nachdrücklichste versichere, ausschließlich den Vorschriften des Protokolls zum Opfer gefallen ist und nicht etwa aus kleinlicher Verbitterung gestrichen wurde, weil es Ihren timetable-Spezialisten immer noch nicht gelungen ist, einen Termin für uns zu arrangieren. Natürlich ist ganz offen, ob Sie dann, wenn es möglich gewesen wäre, auch gewollt hätten ... Aber ich vermute schon. Denn Sie sind doch jetzt ein richtiger Politiker geworden und der kann und soll sich die Gelegenheit, die Fülle seiner Wohltaten öffentlich auszuschütten, nicht entgehen lassen. Da wir uns Ihrer besonderen Förderung aber

ganz gewiß sind, kann es nur noch darum gehen, das angemessene Forum für die Verteilung der Gaben zu finden. Wenn sie uns zum Beispiel die Inneneinrichtung unseres neuen Plenarsaals stiften würden, könnten wir uns vielleicht dort ganz gemütlich zusammensetzen ...

Lieber Herr Hackel, sie vertreten den Ministerpräsidenten Stolpe und das Kabinett Brandenburg. Auf Ihr Grußwort sind wir besonders gespannt, denn die Rückzugsdrohungen, die aus Brandenburg zu uns herübergeschallt sind, müssen wir nach dem, was Sie zu Beginn Ihrer Amtszeit uns gegenüber äußerten, als eine Verleumdung Ihrer Person deuten. Daß eine Akademie kein billiges Vergnügen ist, liegt auf der Hand. Aber so teuer, daß in Brandenburg eine Hungersnot ausbräche, wenn das Land sich nicht von der Akademiefinanzierung abwendete, ist sie auch wieder nicht. Solange sie mit dieser Abwendung aber nur dem Berliner Senat drohen und die geballte Faust anschließend wieder in die Tasche stecken, wollen wir wohlgenut über einen weiteren Ausbau unserer Aktivitäten in Potsdam nachdenken.

Aus dem politischen Raum begrüße ich weiterhin die früheren, ausnahmslos auch in Akademiegeschäfte verwickelten Wissenschaftsminister: Turner, Ehrhardt, Radunski und Enderlein. Ferner die Mitglieder der Parlamente, an ihrer Spitze Herrn Luther, den Vizepräsidenten des Berliner Abgeordnetenhauses und die Vertreter der Wissenschaftsverwaltungen aus Berlin, Brandenburg und dem Bund. Ein herzliches Willkommen für Frau Grütters, die Vorsitzende des Ausschusses für Kultur des Berliner Abgeordnetenhauses. Mein besonderer und besonders erleichterter Gruß gilt Frau Fugmann-Heesing, der Vorsitzenden des Berliner Wissenschaftsausschusses. Während Ihrer Zeit als Finanzsenatorin hatten wir Sie immer im vermutlich nicht völlig unbegründeten Verdacht, das Akademiegebäude versilbern zu wollen. Heute, da Sie sich der Wissenschaft zugewendet haben, denken Sie zweifellos ganz anders, weshalb Ihr Name in der Akademie wieder ohne heimliches Zittern ausgesprochen wird.

Mitglieder und Vertreter von Botschaften und Konsulaten von Bulgarien, Frankreich, Kroatien, Litauen, Niederlande, Polen, Portugal, Rußland, Slowakei, Slowenien, Weißrußland sind bei uns: Ich danke Ihnen für Ihr Kommen.

Was die Wissenschaft betrifft – so begrüße ich die Vertreter der großen Wissenschaftsorganisationen, an ihrer Spitze Hubert Markl, den Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft und Gründungspräsidenten der BBAW, unsere Mitglieder Ernst Ludwig Winnacker, den Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Detlev Ganten, den Vorsitzenden der Helmholtz Gemeinschaft, und Henning Scheich, den Vorsitzenden der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz – aber natürlich auch unser Nichtmitglied Winfried Schulze, den Vorsitzenden des Wissenschaftsrats in alter Verbundenheit.

Je ähnlicher man sich ist, um so größer ist der Bedarf nach Abgrenzung, damit man sichtbar bleibt. In diesem Sinne begrüße ich nach dem Präsidenten der Union der Akademien, Herrn Zintzen, die Präsidenten und Vertreter der deutschen Akademien, von denen sich manche durch kontinuierliches Lob, andere durch profilierten Tadel der BBAW auszeichnen. An Festtagen sind wir aber wieder alle gleich und legen weniger Wert auf Differenzierungen als auf Nächstenliebe.

Daß Benno Parthier, unser Mitglied und Präsident der Leopoldina, bei uns weilt, ist immer ein Anlaß zu besonderer Freude.

Ich begrüße die Präsidenten und Abgesandten der ausländischen Akademien. Ein besonders herzlicher Gruß geht an Präsident Welzig von der österreichischen Akademie der Wissenschaften, mit dem uns nicht nur mannigfache Arbeitsbeziehungen, sondern auch die Besorgnis über die Art, wie Europa auf Wählerlauen reagiert, verbindet.

Als Direktor einer weder ausländischen noch inländischen Akademie begrüße ich Gary Smith, der die American Academy of Berlin leitet und uns durch seine Initiativen und Veranstaltungen viel intellektuelle Abwechslung verschafft.

Ich freue mich über die Anwesenheit der Präsidentin Schwan aus Frankfurt an der Oder und der Herren Präsidenten der Universitäten und Hochschulen von Brandenburg und Berlin, für die ich stellvertretend Hans Meyer grüße, den Freund aus Frankfurter Tagen, für den diese Begrüßung gleichzeitig ein (vorübergehender) Abschied und ein dankbarer Zuruf sein soll für die Jahre seiner so erfolgreichen Tätigkeit in der Berliner Hochschullandschaft.

Ich begrüße zahlreiche Generalsekretäre von Wissenschaftsorganisationen und Stiftungen, von der Kultusministerkonferenz grüße ich Erich Thies und von der BLK Herrn Schlegel. Einen Gruß verbunden mit dem Wunsch auf baldige Genesung sende ich Wilhelm Krull, dem erkrankten Generalsekretär der Volkswagen-Stiftung, der sich vehement für die Sanierung unseres Hauses und den Start der Jungen Akademie eingesetzt hat.

Mein Gruß gilt den Angehörigen und Vertretern der zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften aus Berlin und Deutschland.

Ich begrüße die Repräsentanten der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg Bischof Huber, Probst Furian und den Präsidenten Runge.

Ich danke den Vertretern von Presse und Medien herzlich für ihr Kommen und für ihre in jüngster Zeit besonders umfangreiche und sorgfältige Berichterstattung.

Ich begrüße die Mitglieder und Mitarbeiter der BBAW, die Anwesenden aus dem Kreis unserer Freunde und Förderer – an ihrer Spitze den unermüdlichen Edzard Reuter; die Mitglieder der gestern gegründeten „Jungen Akademie“, unsere Preisträger und die Preisstifter.

Damit das Fest auch wirklich ein Fest wird, haben wir uns bemüht, Ihnen zwei Leckerbissen zu präsentieren, einen wissenschaftlichen und einen künstlerischen.

Der wissenschaftliche wird von unserem Mitglied Wolf Singer, Direktor am Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt, angeboten. Da er sich, wie zur Zeit wenige auf der Welt, in den offenen und verborgenen Windungen unseres Gehirns auskennt, ist er auch wie kein Zweiter in der Lage, uns zu sagen, was wir wissen können und was zu wissen wir vergeblich hoffen werden.

Die künstlerische Delikatesse wird uns von Wolfram von Bodecker und Alexander Neander von der Compagnie Marcel Marceau offeriert. Einen kleinen Steckbrief der beiden „Allesdarsteller“, wie man „Pantomime“ getrost übersetzen darf, finden Sie auf Ihrem Programmzettel.

Ich begrüße alle, die ich bis jetzt nicht begrüßt oder zu begrüßen vergessen habe und wünsche Ihnen, der Festversammlung, einen heiteren Vormittag.

## Grußwort des Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Johannes Rau

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

was hat eine wissenschaftliche Akademie mit Feuerspritzen zu tun?

Auf den ersten Blick mag diese Frage irritieren. Für den großen Mathematiker und Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz lag sie ganz nahe.

Er brauchte viel Geld für seine im Jahre 1700 gegründete Kurfürstlich-Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften, die spätere Preußische Akademie der Wissenschaften.

Deshalb wollte Leibniz seiner Akademie das Privileg der Feuerspritzen verschaffen.

Die Bürger würden „von Herzen gern“ – so lautete seine Überlegung – um des besseren Schutzes vor Feuerschäden willen etwas mehr für die Anschaffung und Erhaltung von Brandspritzen zahlen, so daß – wie es im Original heißt – „ein mercklicher Überschuß bleibe, welcher zu nichts anders als ad cassam Societatis Scientiarum anzuwenden, damit sie besser in Stand sey, mehr desgleichen Landersprißliche Dinge auszufinden oder zu veranstalten.“

Das war gleich dreifach nützlich gedacht – für den Einzelnen, für die Gesellschaft und natürlich für die Wissenschaften.

Dieser Plan verlief im Sande. Immerhin ist er aber ein Beleg für die ganz praktische Vernunft auch unserer genialsten wissenschaftlichen Köpfe und vor allem ein Lehrstück über die „Bodenhaftung“, die historische Lebens- und Bürgernähe des Akademiegedankens.

Leibniz hat nicht von ungefähr für seine „Churfürstliche Societät“ in Anspruch genommen, daß sie ihr „Bestreben“ – wie er schrieb – nicht auf „bloße Curiosität oder Wissensbegierde und unfruchtbare Experimente“, sondern auf den „Nutzen“ und das Allgemeinwohl richte.

Das ist gewiß ein sehr aktueller Gedanke. Wenn wir heute 300 Jahre Akademie der Wissenschaften in Berlin und Brandenburg feiern, dann gibt es viele gute Gründe dafür, die schwere und wichtige Arbeit zu würdigen, die die Berlin-Brandenburgische Akademie und ihre Vorgängereinrichtungen und die anderen wissenschaftlichen Akademien in Deutschland bei der Bewahrung unseres reichen wissenschaftlichen und kulturellen Erbes geleistet haben und weiterhin leisten.

Fierstunden wie diese haben ihre eigene Form und Würde, aber sie sind keine Weihstunden und sie sollten das auch nicht sein. Zu einer pluralistischen und



demokratischen Wissenschaft gehört immer, Fragen zu stellen und selbstverständlich auch das Sich-Infragestellen.

Arno Borst, der große deutsche Mittelalter-Historiker, hat einmal gesagt, daß nur der seine Geschichte gewönne, „der mit den Vorangegangenen redet und mit den Nachkommenden rechnet“. Ich halte das für eine weise Erkenntnis. Sie gilt nicht nur für die Politik, sondern ebenso für Wissenschaft und Forschung. Auch die wissenschaftlichen Akademien in Deutschland müssen „mit den Nachkommenden rechnen“.

Wenn heute über Fragen unseres Wissenschaftssystems und über die Forschung in Deutschland diskutiert wird, dann ist leider nur selten von unseren wissenschaftlichen Akademien die Rede.

Sehr viele Bürgerinnen und Bürger – das ist jedenfalls mein Eindruck – wissen nicht einmal, daß es sie gibt. Das trifft wohl auch für die Einwohner der Städte zu, die Sitz einer Akademie sind. Manchem anderen erscheinen die Akademien vielfach als elitäre, aber etwas verstaubte Altherrenclubs, deren ehrwürdige Mitglieder gelehrte Vorträge über altertumswissenschaftliche Themen halten oder in erlauchten Gesprächsrunden unter sich bleiben.

Jedenfalls stellen viele die Fragen, die auch Sie, Herr Präsident Simon, im vergangenen Jahr in einem Beitrag für den „Tagesspiegel“ aufgegriffen haben: Was machen eigentlich die wissenschaftlichen Akademien in unserem Land? Was ist ihr Zweck? Wie sieht ihre Zukunft aus?

Die deutschen Akademien der Wissenschaften sind Gelehrtenengesellschaften und Orte des interdisziplinären Meinungsaustausches. Sie sind traditionell auch Trägerinnen von Forschungsvorhaben. Dabei handelt es sich häufig um Vorhaben in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften, die nicht selten auf Jahrzehnte angelegt sind und nicht nur die Lebensarbeitszeit, sondern die Lebenszeit eines Hochschullehrers übersteigen können. Sie könnten an unseren Universitäten gar nicht durchgeführt werden.

Ich möchte es ausdrücklich betonen: Auch die Kritiker unserer Akademien müssen anerkennen, daß diese gerade für manche geisteswissenschaftliche Fragen unentbehrliche, ja praktisch die einzigen Orte der Forschung sind.

Wenn die Akademien – um nur einige Beispiele zu nennen – an Enzyklopädien und Wörterbüchern deutscher Dialekte, an großen Editionen von Dichtern und Philosophen, an historischen Atlanten, Inschriften oder Namensforschungen arbeiten, dann wird uns deutlich:

Die Akademien der Wissenschaften sind Heimstätten bedeutender Grundlagenprojekte, bei denen – um ein Wort Jacob Burckhardts zu gebrauchen – „Edelsteine der Erkenntnis“ gehoben werden, die lange, zu lange, vergraben oder jedenfalls nicht frei zugänglich waren.

Die Rolle der Akademien darf sich aber nicht in solchen Forschungsprojekten erschöpfen, wenn sie ihren Standort in unserem Wissenschaftssystem festigen und weiterentwickeln wollen.

Ich möchte daran erinnern, daß Professor Wolfgang Frühwald, der heutige Präsident der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, in seiner Rede anlässlich der feierlichen Neukonstituierung Ihrer Akademie im März 1993 die Akademien dazu aufgefordert hat, sich stärker auch für in die Zukunft weisende Forschungsaufgaben zu öffnen und den engagierten Dialog mit der Öffentlichkeit zu suchen.

Ich stimme diesen Forderungen von Professor Frühwald, die er vor einigen Monaten (in einem Artikel für die „Süddeutsche Zeitung“) noch einmal bekräftigt und weiter begründet hat, ausdrücklich zu.

Dabei sehe ich es als besonders wichtig an, daß die wissenschaftlichen Akademien ihr Verhältnis zur Öffentlichkeit, zu Politik und Gesellschaft neu gestalten. Die Wissenschaften, aber vor allem ihre Ergebnisse, sind ein wesentlicher Teil unseres Lebens. Sie sind gesellschaftlich und staatlich gewollt und möglich gemacht. Aber sie sind nicht autonom in dem Sinne, daß sie niemandem Rechenschaft schulden. Es ist unser aller gutes Recht, ja unser aller Pflicht, Fragen zu stellen, sie öffentlich zu erörtern und überzeugende Antworten einzufordern. Die Öffentlichkeit fordert heute die ethische und moralische Verantwortung des wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts!

Das kann am besten gelingen, wenn die Wissenschaften zusammenkommen. Die erste, die platonische Akademie, war ein Ort des Gespräches und des Austausches. Das müssen Akademien immer wieder neu werden. Sie alle kennen die Diskussionen über die Notwendigkeit interdisziplinärer Forschung. Das ist heute um so erforderlicher, als es etwa in den biochemischen Wissenschaften und in der Genetik nicht nur um molekulare Prozesse geht, sondern immer mehr auch um die Frage: Was ist der Mensch?

Etwas abgekürzt kann man sagen: Naturwissenschaften sagen uns, was die Menschen können. Geisteswissenschaften sagen uns, was die Menschen sollen. Beides gehört unbedingt zusammen, wenn wir nicht zu unserem gemeinsamen Schaden aneinander vorbeireden wollen. Interdisziplinäres Arbeiten darf nicht mehr nur Gegenstand wissenschaftlicher Rhetorik bleiben, sondern muß alltägliche wissenschaftliche Praxis werden.

Daher kann kein Zweifel mehr daran sein, daß es heute zu den Aufgaben der Wissenschaften gehört, ihre Arbeit zu vermitteln, sie auch in verständlicher Weise für die Allgemeinheit transparent zu machen – und zwar nicht nur im Hinblick auf bestehende Gefahren und Gefährdungen, sondern auch auf gesellschaftliche Akzeptanz und Abwehr letztlich unbegründeter Ängste und Befürchtungen.

Viele der wissenschaftlichen Organisationen und Institutionen in unserem Land haben das inzwischen erkannt. Viele Initiativen zur Förderung des Dialogs zwi-

schen Wissenschaft und Gesellschaft belegen das. Auch die wissenschaftlichen Akademien sollten sich diesem Gedanken nicht verschließen.

Das gilt umso mehr, als die interdisziplinäre Ausrichtung und Möglichkeit zur Gesamtschau, die sich daraus ergibt, die Akademien geradezu dafür prädestinieren, sich wesentlich vernehmbarer als bisher öffentlich zu aktuellen Fragestellungen in Wissenschaft und Gesellschaft zu Wort zu melden.

Immer mehr Fragestellungen lassen sich wegen ihrer Komplexität und Differenziertheit nämlich nicht mehr in und von einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen, sondern nur durch interdisziplinäres Zusammenwirken begreifen und lösen.

Ich möchte die Akademien ausdrücklich dazu ermuntern: Mischen Sie sich öffentlich, auch ungefragt, in die wichtigen Fragen unserer Zeit ein! Der rasante Fortschritt der Biotechnologie und die sich daraus ergebenden ethischen Fragestellungen sind dafür nur ein wichtiges Beispiel. Melden Sie sich mit Memoranden, mit wissenschaftlichen Symposien und anderen Diskussionsveranstaltungen zu Wort!

Sie können so nicht nur unsere Gesellschaft zum Nachdenken anregen, sondern darüber hinaus den politisch Verantwortlichen wichtige Anstöße für die Erfüllung ihrer Aufgaben geben. Politikberatung durch die Wissenschaft ist wichtig und unverzichtbar. Sie kann den politisch Verantwortlichen das Abwägen zwischen verschiedenen, oft gegenläufigen Aspekten nicht abnehmen. Aber sie kann ihnen vor Augen führen, was zu bedenken und was zu tun ist, wenn die Politik bewerten und entscheiden muß.

Der bisherige Beitrag des deutschen Wissenschaftssystems zur Lösung von Problemen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ist nach Meinung vieler – auch ich zähle mich dazu – noch deutlich steigerungsfähig.

In nicht wenigen anderen Ländern gehört die Politikberatung – Professor Frühwald hat darauf zu Recht hingewiesen – zu den vorrangigen Aufgaben der wissenschaftlichen Nationalakademien.

Die Akademien in Deutschland sollten das sachliche Gespräch mit der Öffentlichkeit suchen, sie sollten vermitteln, welche tatsächlichen Probleme anstehen. Sie sollten ihre Lösungen nicht nur im Kreise der sogenannten Experten beraten, sondern verständlich und öffentlich kommunizieren. Politik und Gesellschaft brauchen die Unterstützung wissenschaftlichen Sachverständes, der über Wahlperioden hinausdenkt. Auch die Wissenschaft war nie und wird nie unfehlbar sein. Aber mit ihren Ergebnissen und Lösungsvorschlägen wächst ihr – und das heißt auch den Akademien in Deutschland – die Aufgabe zu, Politik und Gesellschaft sachkundig und kompetent zu beraten. In der deutschen Wissenschaftslandschaft könnten auf diese Weise gerade die Akademien ihr besonderes Profil bekommen oder stärken.

Ich wünsche der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften eine erfolgreiche Zukunft und allen Mitgliedern der Akademie viel Glück bei ihren Vorhaben.

## Grußwort des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Eberhard Diepgen

Herr Bundespräsident, lieber Herr Rau,

Frau Bundesministerin,

lieber Kollege Stölzel und lieber Wolfgang Hackel,

Sie merken, die Drohungen, die vorhin ausgesprochen worden sind, haben bei der Begrüßung sogar Rückwirkung: ich grüße also besonders die Repräsentanten auch aus Brandenburg, aber ich begrüße Sie alle, die Mitglieder der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Heute beginnt die zweite Halbzeit des Heiligen Jahres. Berlin hat zur Feier des Millenniums neben der Menschwerdung Gottes guten Grund, sich im Jahre 2000 an zwei weitere runde Jubiläen zu erinnern: Neben den Feiern zu Ehren von Johann Sebastian Bach, der vor einem Vierteljahrtausend starb und vor allem im Nachleben untrennbar mit unserer Stadt verbunden ist, ist es vor allem das wissenschaftliche Nachwirken von Gottfried Wilhelm Leibniz, dessen wir uns an der Schwelle eines neuen Zeitalters nicht nur als Urahn der digitalen Welt entsinnen, sondern den wir heute vor allem als Vater der Akademie der Wissenschaften ehren wollen.

Berlin war nicht die erste Stadt in unseren Breitengraden, die sich der Dienste einer Gesellschaft gelehrter Männer unterschiedlicher Disziplinen versicherte. Seit 1652 existierte in Deutschland bereits die Academia Naturae Curiosorum, 1662 entstand in London die Royal Society und 1666 in Paris die Académie des Sciences. In Berlin war die Gründung einer solchen Institution ein besonders dringliches Desiderat, lag Preußen nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges doch um Meilen hinter der Entwicklung der anderen europäischen Großmächte zurück. Vor allem die Überwindung der wirtschaftlichen Rückständigkeit blieb Grundvoraussetzung zur Erreichung des bonum commune, des allgemeinen Wohlergehens, das für die nächsten Jahrhunderte zur Staatsräson in Preußen werden sollte.

Leibniz konnte die Übel des Hauses Brandenburg nicht über Nacht und nicht über die Akademie allein kurieren. Wohl aber hoffte er, seinem Ziel über die Förderung der Wissenschaften, ihre Nutzung und die damit verbundene Aufklärung der Bevölkerung näher zu kommen. Er stellte sich die Akademien als wahre Gelehrtenrepubliken vor, nach deren Vorbild sich das zersplitterte Deutschland umbilden, das Land regiert und verwaltet werden sollte. Neben einer rein wis-

senschaftlichen Funktion kam der Akademie in Leibniz' ganzheitlicher Weltsicht also auch ein wichtiger politischer und sozialer Rang zu. Denn das einzelne verlöre in seinen Augen seinen Sinn, wenn es sich nicht als integraler Bestandteil des Ganzen verstünde. Dieses Leibnizsche Axiom fügte sich nicht nur hervorragend in den preußischen Tugendkanon ein, sondern blieb als Maxime Maßstab der Akademie über dreihundert Jahre.

Das soll nicht heißen, daß die Akademie, deren erster Präsident Leibniz im Jahre 1700 wurde, nach der Unterzeichnung der Stiftungsurkunde und Generalinstruktion durch Kurfürst Friedrich III., in stetigem Wachstum von Einfluß und Erkenntnis lebte. Schon eine Generation nach ihrer Gründung geriet sie durch die Geringschätzung des Soldatenkönigs in eine existentielle Krise, dem die Wissenschaft als „eitles Wortgeplänkel“ galt, der den königlichen Spaßmacher auf den Stuhl des Präsidenten setzte und gleichzeitig verfügte, die Akademie habe aus ihren Mitteln „sämtliche königlichen Hofnarren“ zu bezahlen. Ohne die Thronbesteigung Friedrich II. im Jahre 1740 wäre die Akademie aus dieser heiklen Situation nicht mehr herausgekommen. Unmittelbar nach Antritt seines Amtes widmete sich der Philosophenkönig den Wissenschaften, lud Mathematiker und Naturwissenschaftler wie Wolff, Maupertuis, Algarotti und Euler nach Berlin, um der Akademie erst einmal wieder wissenschaftlich Boden unter den Füßen zu verschaffen und das Erbe Sophie Charlottes in würdiger Form fortzuführen.

Die Renaissance der Wissenschaften in Berlin zu jener Zeit wurde vor hundert Jahren von Adolf von Harnack mit einem Satz beschrieben, der auch für heutige Ohren höchst aktuell klingt: „Man begann in der Akademie das zweckmäßigste Mittel zu sehen, um in Preußens Hauptstadt eine Elite von hohen Geistern zu sammeln, deren Licht die Welt erleuchten sollte. Alle sahen in dieser Akademie eine ehrenvolle Bühne für das verkannte Verdienst, ein sicheres Asyl für den unterdrückten Freimut und die verfolgte Wahrheit zu sein; sie sollte der Mittelpunkt eines fruchtbaren Wettewifers für ganz Deutschland werden.“ Vielleicht gelingt dies eines Tages „zu Berlin“ ja wirklich, dieses Ziel wieder zu erreichen und eine Akademie zu errichten, deren Glanz vom Gendarmenmarkt weit über die Grenzen der Region und unseres Landes nach Europa und in die Welt des Geistes strahlt.

In den letzten fünf Jahren ist durch die Konstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften der Grundstein für den Austausch über Grenzen hinweg gelegt worden. Aus einer „ruhenden mitgliederlosen Körperschaft des Landes Berlin“, wie sie in einem Rechtsgutachten umschrieben wurde, ist – dank der Aufbauarbeit zuerst von Christian Meier, dann von Hubert Markl und jetzt von Dieter Simon – eine vitale und produktive Werkstatt des Geistes geworden, die mit seelischer Unerschütterlichkeit Projekte betreut, die

sich zum Teil schon über Jahrhunderte hinstrecken. Neben dem Grimmschen Wörterbuch, den *Inscriptiones Graecae*, der Alexander-von-Humboldt-Forschung, der Marx-Engels-Gesamtausgabe, den *Regesta Imperii* will ich besonders die *Monumenta Germaniae Historica* nennen, weil diese 1819 vom Freiherrn vom Stein in Auftrag gegeben wurden. All diese Projekte bezeugen nicht nur die Weite des Feldes, das die Akademie beackert, sondern auch den langen Atem, mit dem man bei einmal Begonnenem ausharrt. Der Gedanke der Arbeitsakademie, wie er 1987 für die Akademie der Wissenschaften von Berlin (West) unter dem verdienstvollen Horst Albach formuliert wurde, ist auch am Gendarmenmarkt höchst lebendig.

Ich darf noch ein weiteres Vorhaben erwähnen, weil es die „geopolitische Grenzenlosigkeit“ deutlich macht, die gerade für die Geschichte der Akademie zu Berlin so kennzeichnend gewesen ist. Die Edition der Schriften und Briefe von Gottfried Leibniz wird als europäisches Erbe weiter gepflegt. In Kooperation mit Paris, Moskau und Sankt Petersburg wird die Tradition der Zusammenarbeit der Preußischen Akademie der Wissenschaften mit ihren Schwesterinstitutionen in Frankreich und Rußland neu belebt.

Zusammenarbeit über die Fach- und Landesgrenzen hinaus – dies ist und bleibt das zentrale Ziel dieser Akademie. Ihr Hauptzweck müsse es sein, formulierte der Historiker August Böckh im Jahre 1815, „Unternehmungen zu machen und Arbeiten zu liefern, welche kein Einzelner leisten kann; theils weil seine Kräfte denselben nicht gewachsen sind, theils weil ein Aufwand dazu erfordert wird, welchen kein Privatmann zu machen wagen wird.“ Seit Gründung der Gelehrteninstitution haben Generationen von Akademiemitgliedern solche interdisziplinären Projekte ehrenamtlich und neben ihrer regulären Tätigkeit als Hochschullehrer betreut. Und dafür gebührt ihnen der Dank des Gemeinwesens.

Und noch eine weitere Grenze ist zum Glück seit gestern geöffnet worden: Mit Gründung der „Jungen Akademie“ wird der die Generationen übergreifende Dialog nachhaltig angeregt und gefördert – und das nicht nur über Fragen des „Alterns in unserer Gesellschaft“. Auch dies zeigt, daß die Akademie schon heute ihren Anspruch einlöst, dem Alten verpflichtet und dem Neuen aufgeschlossen zu sein, die Fragen der Zeit verständlich zu machen und unserer Gesellschaft bei einer Antwort zu helfen.

Ich darf mich für Ihre Arbeit und für Ihre Aufmerksamkeit bedanken, zum Geburtstag gratulieren und vielleicht meinerseits drei Wünsche formulieren: Möge die Akademie ein offenes Haus führen und die restaurierte Kassenhalle der ehemaligen preußischen Seehandlung ein Ort der Begegnung sein, möge sie den geistigen Reichtum Berlins mehren, befruchten und nutzen und möge sie dem Land hilfreich in Fragen zur Seite stehen, die seine Zukunft betreffen.

## Grußwort der Bundesministerin für Bildung und Forschung, Edelgard Bulmahn

Sehr geehrter Herr Bundespräsident,  
sehr geehrter Herr Präsident Simon,  
meine sehr geehrten Herren und Damen,  
ich bin heute gern zu Ihnen gekommen und danke der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften für die Einladung zu ihrer Festveranstaltung.

Jubiläumsveranstaltungen wie diese werden oft zum Anlaß genommen, auf vergangene Entwicklungen zurückzublicken und Bilanz zu ziehen, um dann den Blick ein wenig in die Zukunft zu richten. Angesichts der 300jährigen Geschichte der Akademie würde dies allerdings den Rahmen meines Grußwortes sprengen.

Ich möchte deshalb nur einen Punkt aus der Geschichte der Akademie nennen, an dem sich unsere Wege kreuzen: Ein Institut der „Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin“ fand kurz nach dem Zweiten Weltkrieg sein Domizil in dem Gebäude, das heute meinen Berliner Dienstsitz beherbergt.

Versichern kann ich Ihnen folgendes: Nämlich daß wir beim Umbau und der Renovierung des Gebäudes nicht auf Wände aus Elfenbein gestoßen sind, die ja angeblich das Innere vieler – oft als Elfenbeintürme bezeichneter – Akademien vor widrigen äußeren Einflüssen abschirmen sollen.

Meine Herren und Damen,  
wissenschaftliche Exzellenz ist für jede Wissenschaftler-Generation hier an der Akademie – und nicht nur hier – das höchste Ziel. Gleichwohl ist dieses Ziel immer wieder neu definiert worden.

Heute besteht in unserer Gesellschaft weitgehend Einvernehmen darüber, daß Begabungen und Leistungsfähigkeit frühzeitig erkannt und gefördert werden müssen. Begabungs- und Leistungseliten sind etwas anderes als Geldeliten. Sie sind auf Förderung angewiesen und auf Freiräume, damit sie sich entfalten können.

Das gilt besonders für die *Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses*. Denn es sind vor allem die jungen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die die Zukunft unserer Hochschulen und Forschungseinrichtungen, aber auch unserer Gesellschaft insgesamt gestalten werden.

Wir brauchen deshalb ein *nachwuchsfreundlicheres Klima*. Ein Klima, das jungen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen schon in ihrer kreativsten Lebensphase die Gelegenheit gibt, selbständig zu forschen und zu lehren, und dabei auch einmal neuen Pfaden jenseits der klassischen Disziplingrenzen nachzugehen.

Dazu gehört eine intensivere Betreuung der Doktoranden und Doktorandinnen an unseren Hochschulen.

Dazu gehören neue Möglichkeiten für Post-docs, ihre Qualifikation in Forschung und Lehre auch ohne den Zwang zur Habilitation unter Beweis stellen zu können. Mit der geplanten Dienstrechtsreform will ich deshalb bei uns die Voraussetzungen zur Einführung von „Junior-Professuren“ schaffen.

Dazu gehört aber auch, für mehr Gerechtigkeit in den „heiligen Tempeln der Wissenschaft“ zu sorgen und den noch immer viel zu geringen Anteil von Frauen in wissenschaftlichen Spitzenpositionen zu steigern.

Mit den Graduiertenkollegs oder dem Emmy-Noether-Programm, das wir im vergangenen Jahr gemeinsam mit der DFG gestartet haben, verfügen wir hier über wegweisende Modelle. Modelle, die wir weiterentwickeln und ausbauen werden.

Auch die Akademien engagieren sich seit einigen Jahren intensiver auf dem Gebiet der Nachwuchsförderung. Erste Schritte waren hier die Vergabe von Akademie-Preisen an jüngere Gelehrte und die Öffnung von Akademie-Veranstaltungen für Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen.

Gestern wurde die „Junge Akademie“ gegründet. Ich habe gern die Schirmherrschaft über dieses gemeinsame Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina übernommen. Das BMBF und die VW-Stiftung werden dieses Vorhaben für zunächst fünf Jahre finanziell unterstützen.

Meine Herren und Damen,

das wissenschaftliche Renommé der Akademien beruht traditionell auch auf den sogenannten *Langzeitvorhaben*. Vorhaben, die sich zum einen durch hervorragende Grundlagenforschung, zum anderen durch die Zusammenarbeit von jüngeren und älteren Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen sowie durch internationale Kooperationen auszeichnen.

Der besondere Wert der Langzeitvorhaben liegt aber in der Bewahrung vom Verfall bedrohter nationaler und internationaler Kulturgüter. Dies schließt mittelalterliche Glasmalerei genauso ein wie die Felsbilder und Inschriften am Karakorum-Highway im Himalaya.

Der Bund wird die Langzeitvorhaben gemeinsam mit den Ländern auch künftig im Rahmen des *Akademienprogramms* fördern.



Meine Herren und Damen,

Gottfried Wilhelm Leibniz gab der Akademie schon bei ihrer Gründung die Empfehlung mit auf den Weg, sich in ihrer Arbeit nicht bloß auf die Befriedigung von Wißbegierde und „unfruchtbare Experimente“ zu beschränken. Die Erträge wissenschaftlicher Arbeit sollten vielmehr anwendbar und für die Gesellschaft nützlich sein.

Dieses Gebot der Anwendbarkeit und des gesellschaftlichen Nutzens wissenschaftlicher Arbeit hat bis heute nichts an Aktualität verloren und prägt besonders die *Interdisziplinären Arbeitsgruppen und Initiativen der Akademie*. Die Themenpalette reicht hier von „Strategien zur Verwertung von Abfallenergie“ über „Gesundheitsstandards“ bis hin zu „Gemeinwohl und Gemein-sinn“.

Wir stehen heute vor wissenschaftlichen und technologischen Umbrüchen, die nahezu jeden Lebensbereich betreffen, nicht mehr nur die Umwelt oder von uns selbst geschaffene Maschinen. Auch der Mensch selbst wird heute zum Gegenstand biotechnologischer Konstruktion.

Wissenschaft und Forschung müssen deshalb – heute mehr denn je – über ihr Handeln und Tun Aufklärung und Rechenschaft geben. Dazu gehört mehr, als nur Themen, Ergebnisse und Produkte aus Wissenschaft und Forschung anschaulich und interessant darzustellen. *Wissenschaft und Forschung müssen sich gerade bei strittigen Fragen der öffentlichen Diskussion stellen.*

Nur wenn es auch Laien möglich ist, sich bei solchen strittigen Fragen ein eigenes Urteil zu bilden, werden Wissenschaft und Forschung die notwendige Unterstützung finden.

Mit der Initiative „*Wissenschaft im Dialog*“, die wir im vergangenen Jahr gemeinsam mit den großen deutschen Wissenschaftsorganisationen gestartet haben, wollen wir den Grundstein für eine neue Begegnungskultur zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit legen. Im Mittelpunkt dieses Jahres stehen Aktivitäten zum „Jahr der Physik“, dem ein „Jahr der Lebenswissenschaften“ und ein „Jahr der Geowissenschaften“ folgen werden.

Ich freue mich, daß auch die Akademien im Rahmen ihrer Öffentlichkeitsarbeit Brücken zwischen *Wissenschaft und Öffentlichkeit* bauen. Die öffentlichen „*Symposien der deutschen Akademien der Wissenschaften*“ greifen grundsätzliche und gesellschaftlich bedeutsame Fragen der Wissenschaft und Wissenschaftspolitik auf, sind Orte interdisziplinären Gedanken- und Erfahrungsaustauschs und tragen damit dazu bei, die Tradition des Leibniz’schen Akademiegedankens, einer Verbindung von Theorie und Praxis, zeitgemäß weiterzuführen.

Meine Herren und Damen,  
eine Einrichtung, die 300 Jahre alt wird, hat Anlaß zum Feiern.  
Aber soll die Akademie noch einmal 300 Jahre alt werden?  
Ich hoffe ja, denn die traditionellen und bewährten, wie auch die neu hinzugekommenen Aufgaben der Akademien werden auch künftig benötigt. Als Ort der Forschung, der Nachwuchsförderung, der internationalen Zusammenarbeit und last but not least durch ihr Wirken in der Öffentlichkeit sind die Akademien auch in einer dichtbesetzten Forschungslandschaft unersetzbar.  
Mein Wunsch ist, daß – auch wenn das paradox klingt – die Fähigkeit der Akademien, sich zu wandeln und zu entwickeln, ohne dabei dem Zeitgeist zu verfallen, zur Tradition wird.  
Danke für Ihre Aufmerksamkeit!

## Grußwort des Ministers für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg, Dr. Wolfgang Hackel

Sehr geehrter Herr Bundespräsident Rau,  
sehr geehrte Frau Ministerin Bulmahn,  
sehr geehrter Herr Regierender Bürgermeister Diepgen,  
sehr geehrter Herr Professor Simon,  
sehr geehrte Gäste,  
meine Damen und Herren,

Geburtstage sind immer ein Anlaß, in die Vergangenheit und in die Zukunft zu schauen. Beides haben meine Vorredner getan und ihre Blicke dabei auf unterschiedliche Aspekte gerichtet. Von mir soviel: Man beachte, daß zum Zeitpunkt der Akademiegründung Berlin und Brandenburg im Kurfürstentum Brandenburg vereint waren. Heute müssen wir uns die Vereinigung erst wieder erarbeiten. Wir sind jedoch – denke ich – auf dem Wege dahin. Und unsere Jubilarin, oder vielleicht doch besser: das Geburtstagskind, ist ein besonders gutes Beispiel dafür. Ist das, lieber Professor Simon, eine Antwort auf Ihre eingangs gestellte Frage? Ich denke doch.

Mit der Wiederbelebung der ehemaligen *Preußischen Akademie der Wissenschaften* haben die Länder Berlin und Brandenburg sich der gemeinsamen Geschichte gestellt und ihre erste gemeinsame wissenschaftliche Institution ins Leben gerufen. Von Beginn an hatte Brandenburg den Wunsch nach einer Beteiligung und einer gemeinsamen Trägerschaft geäußert. Die Unterzeichnung des Staatsvertrages im Mai 1992 drückte den Willen zu einer gemeinsamen Zukunft in der Wissenschaft aus.

Für diese gemeinsame Zukunft mußte zunächst um eine neue Konzeption für die Akademie gerungen werden. Die Neugestaltung der Forschungs- und Wissenschaftslandschaft in den östlichen Bundesländern und die notwendige Zusammenführung von Wissenschaftlern aus Ost und West erforderten eine Gelehrtensozietät neuen Zuschnitts. Dieses Forum führender Wissenschaftler sollte die erhaltenswerten Aufgaben der in beiden Teilen Berlins angesiedelten Akademien übernehmen.

Das ist gelungen. Unter der Leitung ihres Gründungspräsidenten, Professor Hubert Markl, und Ihnen, Professor Simon, ist die Akademie zu einer maßgeblichen Einrichtung für Wissenschaft und Forschung in Berlin und Brandenburg geworden. Wissenschaftler aus Ost und West tragen gemeinsam in den Arbeits-

gruppen und bei der Betreuung der Langzeitvorhaben dazu bei, daß die Akademie mit ihrer besonderen Kombination von traditioneller und innovativer Forschung ihre Position in der „scientific community“ behauptet.

Die Übernahme der Hauptstadtfunction durch Berlin hat der Wissenschaftslandschaft Berlin-Brandenburg eine neue Bedeutung verliehen. Die Akademie befindet sich nun – nicht zum ersten Mal in ihrer Geschichte – an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Politik. Der damit einhergehenden Verantwortung ist sie sich, das ist offensichtlich, gerade aufgrund ihrer Geschichte bewußt – ebenso wie der Chance, die dies für ein eigenes Profil bietet.

Das Land Brandenburg wird jede Initiative unterstützen, die darauf ausgerichtet ist, Reformen zugunsten einer modernen Wissenschaftsakademie durchzuführen, aus der Wissenschaft und Gesellschaft einen entsprechenden Nutzen ziehen können. Dazu gehören auch die derzeitigen Diskussionen innerhalb der Akademie um eine Verfassungsreform und das gemeinsam mit der *Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina* getragene Projekt „Junge Akademie“. Mit umfangreichen Flexibilisierungsmöglichkeiten können wir meines Erachtens darüber hinaus erreichen, daß die finanziellen Rahmenbedingungen der Akademie durch effektivere Nutzung ihrer Ressourcen verbessert werden.

Der Titel des nun folgenden Festvortrags von Professor Singer „Ignorabimus? – Ignoramus“ macht mit Blick auf die Akademie neugierig. Er erinnert mich an Zeilen des englischen Lyrikers T. S. Eliot:

*„Wir werden nicht aufhören zu forschen,  
und am Ende all unserer Forschungen  
werden wir wieder da stehen, wo wir anfangen  
und wir werden den Ort zum ersten Mal sehen.“*

Ich wünsche der *Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*, im Namen der Regierung des Landes Brandenburg, insbesondere des Ministerpräsidenten Dr. Manfred Stolpe, dessen besondere Grüße ich übermitteln möchte, für die Zukunft, daß sie die Orte ihres Anfangs – im übertragenen und im geographischen Sinne – mit neuem Blick sieht und darüber hinaus auch an neue Orte gelangt.

# Ignorabimus? – Ignoramus

## Wie Bewußtsein in die Welt kam

*Festvortrag von Wolf Singer*

Hirnforschung zählt zu den großen Abenteuern menschlicher Neugier, vergleichbar mit der Kosmologie und Teilchenphysik, welche die Entstehung der materiellen Welt nachzuvollziehen suchen, und der modernen Molekularbiologie, die sich anschickt, die materiellen Bausteine des Lebendigen zu entschlüsseln und zu erklären, wie Leben in die Welt kam. Hinsichtlich der Auswirkungen auf unser Menschenbild ist die Hirnforschung aber vermutlich die aufregendste dieser Wissenschaften. Geht es doch bei der Hirnforschung um nichts weniger als den Versuch, mit naturwissenschaftlichen Methoden die Funktionen jenes Organs aufzuklären, das unser Menschsein ausmacht, dessen Leistungen uns von allen anderen Spezies unterscheiden, das für die kulturelle Evolution verantwortlich ist, das die Emergenz geistiger Phänomene bewirkte und ursächlich dafür ist, daß Bewußtsein in die Welt kam.

Ein prominentes Mitglied der Akademie, die heute ihr 300jähriges Bestehen feiert, hat in einer viel beachteten Rede eine dezidierte Prognose über die Erreichbarkeit dieser Ziele der Hirnforschung abgegeben: „Dies Neue, Unbegreifliche ist das Bewußtsein. Ich werde jetzt, wie ich glaube, in sehr zwingender Weise dartun, daß nicht alleine bei dem heutigen Stand unserer Kenntnis, das Bewußtsein aus seinen materiellen Bedingungen nicht erklärbar ist, was wohl jeder zugibt, sondern auch, daß es der Natur der Dinge nach aus diesen Bedingungen nie erklärbar sein wird.“ So Emil du Bois-Reymond in seinem Vortrag „Über Grenzen der Naturerkenntnis“, den er 1872 auf der Tagung der Naturforscher und Ärzte gehalten hat.

Und hier ein weiteres, rezenteres Zitat, ebenfalls von einer Persönlichkeit mit großer Autorität: „Evolutionstheorien, welche den Geist als emergente Qualität materieller Prozesse verstehen oder gar nur als Epiphänomen dieser materiellen Wechselwirkungen, sind mit der Wahrheit des Menschen inkompatibel. Sie sind im übrigen nicht in der Lage, die Würde des Menschen zu begründen. Im Menschen begegnet uns ein Phänomen, das einer anderen ontologischen Kategorie zuzuordnen ist, wir haben es mit einem ontologischen Sprung zu tun und dieser steht im Widerspruch mit der scheinbaren Kontinuität der Evolution.“ So Papst Johannes Paul II. am 22. Oktober 1996 in seiner Botschaft an die Päpstliche Akademie der Wissenschaften, in der er zwar einräumt, daß es sich bei der Evolutionstheorie um eine wissenschaftlich fundierte Hypothese handelt, aber

gleichzeitig betont, daß diese mentale Phänomene nicht zu erklären vermag. Konvergenz also bei der Beurteilung der Möglichkeit, den Ursprung von Leben und die Entstehung der Arten einschließlich des Menschen im Rahmen naturwissenschaftlicher Beschreibungssysteme darzustellen. Begründete und nachvollziehbare Zweifel aber im Hinblick auf die Möglichkeit einer reduktionistischen Erklärung mentaler Phänomene. Diese, so die über Jahrhunderte unveränderte Position, verschlossen sich dem Zugriff naturwissenschaftlicher Deutungsversuche. Du Bois-Reymond fügte seiner These deshalb das berühmt gewordene: Ignoramus – Ignorabimus hinzu: „Wir wissen es nicht und werden es nie wissen“ und in seiner Begründung für das Ignorabimus, aus der ich zitierte, verwies er auf ein erkenntnistheoretisches Problem, das Philosophen und Hirnforscher gleichermaßen umtreibt.

*Was können wir wissen?*

Wir gehen heute davon aus, daß alle unsere Verhaltensleistungen, die höchsten kognitiven Funktionen und mentalen Prozesse eingeschlossen, auf neuronalen, also materiellen Prozessen in unseren Gehirnen beruhen. Diese Funktionen umfassen Wahrnehmen, Erinnern, Planen, Entscheiden, das Verfertigen und Ausführen von Handlungsentwürfen – aber auch unsere Empfindungen und Bewertungen und schließlich das Phänomen Bewußtsein selbst: unsere Fähigkeit, uns unserer Empfindungen und Wahrnehmungen, unseres „in der Welt Seins“ gewahr zu werden – uns als autonomes, freies, selbständig entscheidendes und wertendes Ich zu erfahren.

Wir nehmen an, daß diese Phänomene sich auf Hirnfunktionen zurückführen lassen müssen, weil wir immer deutlicher erkennen, daß wir unser Dasein und Sosein einem kontinuierlichen evolutionären Prozeß verdanken, dessen Verlauf keine ontologischen Sprünge aufweist. Den gleichen Schluß legen entwicklungsbiologische Erkenntnisse nahe. Der Werdensprozeß von der befruchteten Eizelle zum erwachsenen Menschen ist kontinuierlich und läßt sich voraussichtlich lückenlos innerhalb naturwissenschaftlicher Beschreibungssysteme darstellen.

Das erkenntnistheoretische Problem, für das wir nach wie vor keine konsensfähige philosophische Lösung kennen, besteht nun darin, daß eine Vielzahl der Explananda der Hirnforschung, gemeint sind die psychischen und mentalen Phänomene, in anderen Beschreibungssystemen erfaßt werden als die zu ihrer Erklärung herangezogenen neuronalen Prozesse.

Die zu erklärenden Phänomene sind nur aus der Ersten-Person-Perspektive erfahrbar. Wahrnehmungen, Gefühle und Intentionen hat man, ihre Wirklichkeit erschließt sich nur eigenem Erleben. Sie sind ihrem Wesen nach subjektive Entitäten. Die Beschreibung der zugrundeliegenden neuronalen Prozesse hingegen

erfolgt aus der Dritten-Person-Perspektive: Hirnforscher analysieren ganz gewöhnliche materielle Prozesse, die in üblicher Weise objektivierbar und darstellbar sind.

Wie diese beiden Beschreibungssysteme aufeinander bezogen werden können, wie Leib und Seele sich zueinander verhalten, wie das eine aus dem anderen hervorgeht, das ist die große, epistemologische Frage, mit der die moderne Hirnforschung konfrontiert ist. Welche Lösungsvorschläge sich letztendlich durchsetzen werden, ist derzeit offen, sicher aber ist, daß jedwede Annäherung der beiden Beschreibungssysteme – und diese scheint unvermeidlich – zu tiefgreifenden Veränderungen unseres Selbstverständnisses führen wird.

Aber Hirnforschung konfrontiert uns noch mit einem weiteren epistemologischen Problem, das eng mit dem vorigen verbunden ist. Bei der Erforschung des Gehirns fallen Explanans und Explanandum zusammen, das Erklärende und das zu Erklärende sind eins. Ein kognitives System, unser Gehirn, mit dem wir erkennen, beugt sich über sich selbst, um sich zu ergründen, es sucht sich mit Hilfe seiner eigenen Erkenntniswerkzeuge zu erkennen, sich im Spiegel seiner selbst zu erfahren und auch hier wissen wir nicht, welche Grenzen diesem Vorhaben gezogen sind.

### *Die konstruierte Welt*

Was wir erkennen können – und dies gilt natürlich für alle Erkenntnis – ist naturgemäß durch die Verlässlichkeit unseres Wahrnehmungsapparates und das, was er zu denken und sich vorzustellen vermag, festgelegt. Nun aber ist unser Gehirn Produkt eines evolutionären Prozesses, der nicht notwendig daraufhin optimiert ist, ein kognitives System hervorzubringen, dessen vornehmste Aufgabe es ist, die Bedingungen der Welt so zu begreifen, wie sie „wirklich“ sind – wobei natürlich sofort auch zu hinterfragen ist, was wir mit „wirklich“ meinen. Worauf es in der Evolution vielmehr ankam, war die Herausbildung kognitiver Systeme, welche genau *die* Erscheinungen und Prozesse wahrzunehmen und zu bewerten lernten, die für das Überleben der Organismen relevant waren. Dies ist natürlich keinerlei Garantie dafür, daß es sich hierbei um Phänomene und Prozesse handelt, deren Wahrnehmung zu Erkenntnissen jener hypothetischen Wahrheiten befähigt, die Kant mit dem „Ding an Sich“ verband.

Vielfältig sind in der Tat die Hinweise, daß sich unser kognitiver Apparat sehr wählerisch verhält, sich nur für winzige Teilaspekte der uns bekannten Wirklichkeit interessiert und zudem bei der Verarbeitung von Sinnessignalen eine Fülle von Vorurteilen zugrunde legt. Unsere Wahrnehmung hängt in hohem Maße von

Mutmaßungen ab, die unser Gehirn über diese Welt anstellt. Wir gehen heute davon aus, daß Wahrnehmung nicht als passiver Abbildungsprozeß zu verstehen ist, sondern als ein aktiver, interpretativer Vorgang, der aus den lückenhaften Sinnessignalen eine kohärente Wahrnehmungswelt konstruiert. Hierbei spielen Erwartungen und Hypothesen, die das Gehirn auf der Basis seines Vorwissens formuliert, eine ganz zentrale Rolle. Das Gehirn entwickelt fortwährend Vorstellungen und paßt diese an die jeweils verfügbaren Sinnessignale an. Und so kommt es, daß bei der Imagination nahezu dieselben Areale der Hirnrinde aktiv werden wie bei der Verarbeitung der entsprechenden Sinnessignale. Lediglich die peripheren, direkt mit den Sinnesorganen verbundenen Zentren bleiben bei der reinen Vorstellung stumm. Dafür aber werden zusätzliche Regionen im Stirnhirn aktiv, die benötigt werden, um die gespeicherten Inhalte abzurufen.

Wie eng Vorstellung und Wahrnehmung miteinander verbunden sind, belegen kognitive Störungen, bei denen die Grenzen zwischen diesen beiden Prozessen vollständig verwischen können. Halluzinierende Patienten nehmen ihre Vorstellungen als reale Erlebnisse wahr. Und die Kartierung gleichzeitig gemessener Hirntätigkeit ergibt, daß unter diesen Bedingungen nicht nur die an der Imagination beteiligten Hirnrindengebiete aktiv werden, sondern auch die peripheren Strukturen, deren Aktivierung beim Gesunden nur durch Darbietung der entsprechenden Sinnesreize erfolgt.

Diese Beispiele verdeutlichen, daß wir uns die Welt, die wir als objektive Beobachter wahrzunehmen wähnen, tatsächlich konstruieren und unseren Bedürfnissen entsprechend zurechtlegen. Und was für die Wahrnehmung gilt, trifft mit großer Wahrscheinlichkeit auch für Denkvorgänge zu. Auch sie beruhen auf Prozessen in der Großhirnrinde und folgen vermutlich der gleichen Logik, wie die analytischen und synthetischen Funktionen, die unsere Wahrnehmungen strukturieren. Folglich dürften sie den während der Evolution wirksamen Selektionsbedingungen ebenso pragmatisch angepaßt sein, wie unsere Wahrnehmung. Wenn dies zutrifft, dann aber unterliegen wissenschaftliche Erklärungen denselben grundsätzlichen Beschränkungen wie die Interpretationen, die sich auf Alltagserfahrung stützen. Erstere werden zwar oft zutreffender sein, weil sie sich in der Regel auf sorgfältigere Beobachtungen stützen und das Primat der Widerspruchsfreiheit höher halten, also nach maximaler Kompatibilität trachten – aber im Grunde sind auch wissenschaftliche Beschreibungen lediglich das Ergebnis von Wahrnehmung und Nach-Denken über das Wahrgenommene, also abhängig von Prozessen, die nicht frei von biologischen Bedingtheiten sind.



*Das innere Auge*

Im Bewußtsein dieser Beschränkungen soll nun untersucht werden, ob sich Du Bois Reymonds Prognose im Licht moderner neurobiologischer Forschung aufrechterhalten läßt. Zunächst bedarf der Klärung, welche Funktionen unseres Gehirns für die Emergenz von Bewußtsein verantwortlich sein könnten und damit zum Problem werden. Zu fragen wäre dabei nach Funktionen, über welche Tiere nicht verfügen. Viele von uns sehen als eine der entscheidenden Errungenschaften, die den Menschen vom Tier unterscheidet, die Fähigkeit unserer Gehirne, eine „Theorie des Geistes“ zu erstellen. Es ist dies die Fähigkeit, sich vorzustellen, was im Gehirn des je anderen vorgeht, wenn dieser oder diese sich in einer bestimmten Situation befindet. Notwendige Voraussetzung hierfür ist wiederum, daß sich Gehirne zunächst der Vorgänge, die in ihnen ablaufen, gewahr werden können. Es müssen die primären Verarbeitungsprozesse, die sensorischen und motorischen Leistungen zugrunde liegen und auch in tierischen Gehirnen realisiert sind, ihrerseits zum Gegenstand kognitiver Prozesse gemacht werden und die Ergebnisse dieser Meta-Analyse müssen auf einer höheren Ebene erneut repräsentiert werden. Das Gehirn muß sich gewissermaßen bei der Erledigung seiner basalen Aufgaben selbst beobachten können, es muß über ein inneres Auge verfügen. Um diese Funktion erfüllen zu können, bedarf es zusätzlicher Verarbeitungsstrukturen, welche in der Lage sind, die Signale aus sensorischen und motorischen Zentren so zu behandeln, wie letztere dies mit Signalen aus der Umwelt tun. Es bedarf des Aufbaus von Metaebenen, auf denen interne Prozesse reflektiert und analysiert werden können. Auf diese Weise könnten Gehirne die Fähigkeit erlangen, über ihre eigenen Wahrnehmungen und Intentionen Protokoll zu führen und sich ihrer schließlich gewahr zu werden.

Welches nun sind die neuen Hirnstrukturen, die im Lauf der Evolution hinzukamen und die solche höheren Leistungen vermitteln könnten? Bei der Analyse evolutionärer Prozesse fasziniert deren Konservatismus: die molekulare Ausstattung der Nervenzellen ist über die verschiedenen Spezies hinweg nahezu identisch. Gleiches gilt für die Entwicklung von Hirnstrukturen. Seit dem Auftreten der Großhirnrinde bei Wirbeltieren blieben die Hirnstrukturen im wesentlichen unverändert. Auffällig ist lediglich die drastische Volumenvermehrung der Großhirnrinde. Die neuen Leistungen müssen also durch das Hinzufügen neuer Hirnrindenareale in die Welt gekommen sein, weshalb der Untersuchung von Funktionen der Großhirnrinde in diesem Kontext besondere Bedeutung zukommt.

Die verschiedenen Funktionen der Großhirnrinde verteilen sich auf eine Vielzahl miteinander vernetzter Areale. Diese sind hinsichtlich ihres internen Aufbaus nahezu identisch, was darauf hinweist, daß sie die Signale, welche sie erhalten,

nach immer gleichen Algorithmen verarbeiten. Die funktionelle Spezialisierung der Rindenareale ergibt sich demnach aus der unterschiedlichen Art der Signale, die in ihnen zur Verarbeitung kommen und nicht aus der Art, wie sie diese Signale verarbeiten. Dies bedeutet, daß der Aufbau der postulierten Metarepräsentationen, daß die Realisierung der Funktion des inneren Auges durch die Iteration, durch die Wiederholung immer gleicher Verarbeitungsprozesse erfolgt sein muß. Und tatsächlich sind die neuen Areale so mit den älteren verbunden, daß sie die Verarbeitungsergebnisse der bereits vorhandenen Areale erneut bearbeiten können; die neu hinzugekommenen Areale beziehen ihre Eingangssignale vorwiegend aus den stammesgeschichtlich älteren Arealen und nicht wie diese auf kurzem Wege von den Sinnesorganen. Bemerkenswert ist dabei, daß es zur Herausbildung dieser neuen Areale vermutlich nur geringfügiger Veränderungen des Genoms bedurfte. Wenn die Teilungszyklen der Stammzellen, die sich zu Großhirnrindenzellen weiterentwickeln, nur um einen Zyklus vermehrt werden, verdoppelt sich die Zahl der Tochterzellen und damit das Volumen der Großhirnrinde.

### *Das Bindungsproblem*

Aber wer nun betrachtet sich die Verarbeitungsergebnisse dieser neu hinzugekommenen Areale, wer bewertet sie, wo ist das innere Auge, der Homunculus, der symbolische Beschreibungen liefert, plant, entscheidet und ich sagt. Vertreter dualistischer Positionen haben mit diesen Fragen keine Schwierigkeiten, da sie frei sind, sich die *res cogitans* losgelöst von Strukturen zu denken und beliebige Interaktionsweisen zwischen mentalen Prozessen und neuronalem Substrat anzunehmen. Ihr Problem ist anzugeben, wie nicht-materielle Entitäten mit materiellen Prozessen interagieren können, ohne den Energieerhaltungssatz zu verletzen. Vertreter aller anderen Positionen aber haben das Problem zu erklären, wie der Phasenübergang von materiellen zu mentalen Phänomenen innerhalb eines kohärenten Beschreibungssystems darstellbar ist. Dieses Problem wird noch weiter akzentuiert durch die Erkenntnisse moderner Hirnforschung, die darauf verweisen, daß die Vorstellung, die sich unser Gehirn über seinen eigenen Aufbau macht, auf dramatische Weise falsch ist. Es wird zunehmend deutlich, daß es im Gehirn kein übergeordnetes, singuläres Zentrum gibt, in dem alle Verarbeitungsprozesse zusammengeführt und einer einheitlichen Interpretation unterworfen werden könnten. Es gibt keinen singulären Ort, an dem Entscheidungen gefällt und Pläne gemacht werden könnten, an dem das Ich zu verorten wäre. Wir haben es vielmehr mit einer großen Zahl parallel arbeitender Subsysteme zu tun, die eng miteinander vernetzt sind und offenbar erst in ihrer Gesamtheit jene dynamischen Zustände hervorbringen, die uns als singuläre erscheinen.

Wenn es also kein übergeordnetes Konvergenzzentrum gibt, dann stellt sich die Frage, auf welche andere Weise die vielen Prozesse zusammengebunden werden, um die Einheit von Verhalten und Bewußtsein zu gewährleisten. Es ergibt sich ein Bindungsproblem, das nur zu lösen ist durch einen Mechanismus, der die vielen verstreuten Teilprozesse so zusammenfaßt, daß sie in ihrer Gesamtheit als virtuelle Repräsentation wirksam werden können, ohne der Zusammenführung an einem definierten Ort zu bedürfen.

Wie dies geschehen kann, läßt sich am Beispiel der Repräsentation von Wahrnehmungsobjekten verdeutlichen. Untersuchungen aus jüngster Zeit legen nahe, daß Objekte durch die gleichzeitige Aktivierung einer großen Zahl von Nervenzellen repräsentiert werden, von denen jede einzelne nur Teilmerkmale des Objektes signalisiert. Weil aber nun in der Regel immer viele Objekte gleichzeitig sichtbar sind, stellt sich das Problem, welche von den vielen aktiven Zellen zusammengehören und ein bestimmtes Objekt repräsentieren. Auch hier bedarf es eines flexiblen und sehr effektiv arbeitenden Bindungsmechanismus, der immer gerade jene Neurone zu funktionell kohärenten Ensembles zusammenfaßt, die sich an der Kodierung des gleichen Inhaltes beteiligen und deren Antworten so kennzeichnet, daß sie von allen anderen Nervenzellen als zusammengehörig erkannt werden können.

Es ist hier nicht der Ort für eine Darstellung der komplizierten neuronalen Prozesse, die solchen Bindungsoperationen zugrunde liegen könnten. Nur soviel sei angemerkt. Wir haben vor einiger Zeit entdeckt, daß weit im Gehirn verteilt liegende Nervenzellen ihre Antworten mit einer Präzision im Millisekundenbereich synchronisieren, wenn sie sich an der Kodierung des gleichen Inhalts beteiligen. Inzwischen mehren sich die Hinweise, daß präzise Synchronisation tatsächlich die Signatur für Zusammengehörigkeit sein könnte und daß dieser Bindungsmechanismus auf allen Verarbeitungsebenen der Großhirnrinde zum Tragen kommt.

Genauso wie die Repräsentationen von Objekten der Wahrnehmung wären dann auch die postulierten Metarepräsentationen als nicht-lokale, dynamische Gebilde zu denken, die Areal übergreifend als synchrone Zustände in Erscheinung treten, wobei sich die Zusammensetzung solcher synchroner Ensembles in rascher Folge kontextabhängig verändert.

Die Funktion des inneren Auges würde also durch Metarepräsentationen realisiert, die aus nicht-lokalen, dynamischen Zuständen bestehen, die nicht weiter reduzier- oder zerlegbar sind und sich in der Synchronisation von Myriaden verteilter Nervenzellen ausdrücken. Gibt es Hinweise dafür, daß diese Interpretation zutrifft? Es gibt sie in der Tat. So gehen zum Beispiel Zustände, bei denen sich das innere Auge schließt, wie Schlaf oder Narkose, mit dem Zusammenbruch der präzisen, weitreichenden Synchronisation von Aktivitäten einher. Auch gibt es

eine wachsende Zahl neurobiologischer Studien, die einen Zusammenhang zwischen Synchronisation und kognitiven Vorgängen belegen. Die Forschung ist hier jedoch noch im Fluß und die innerdisziplinäre Diskussion über die Struktur von mentalen Repräsentationen in vollem Gang.

### *Zur Emergenz des Freiheitsbegriffes*

Abschließend möchte ich mich nun der schwierigsten Frage zuwenden, der Frage, wie es sich mit den höheren Konnotationen von Bewußtsein verhält, mit unserer Erfahrung, autonome Agenten zu sein, die über Intentionalität verfügen, frei entscheiden können und deshalb verantwortlich sind?

Wie stellen wir uns vor, daß eine Willensentscheidung, also ein mentaler, immaterieller Vorgang auf neuronale Prozesse einwirken kann und die Aktivitätsmuster hervorruft, die zur Ausführung der beschlossenen Handlung führen. Innerhalb naturwissenschaftlicher Beschreibungssysteme gibt es naturgemäß keine Erklärungsmöglichkeit für ein solches Szenario. Immaterielle Prozesse können mit materiellen nicht wechselwirken. Da wir unsere Erfahrung, frei entscheiden zu können, aber als ebenso real erleben wie die Erfahrung eines beliebigen Naturphänomens, haben wir ein Problem, das wir – wie ich glaube – nur lösen können, wenn wir die naturwissenschaftlichen Beschreibungssysteme verlassen.

Mein Vorschlag ist, daß es sich bei unserer Erfahrung, frei zu sein, um eine Erfahrung handelt, die auf sozialem Lernen beruht, daß die Konzepte von Freiheit und Verantwortlichkeit kulturelle Konstrukte sind, soziale Realitäten, die einen anderen ontologischen Status beanspruchen als die mechanistischen Prozesse, die in einzelnen Gehirnen ablaufen.

Der Vorschlag ist, daß wir die Erfahrung, ein freies, selbstbestimmtes Ich zu sein, aus der Spiegelung unseres Selbst im jeweils anderen gewinnen, aus Dialogen des Formats: „Ich weiß, daß Du weißt, daß ich weiß“ ... oder „ich weiß, daß Du weißt, wie ich fühle“. Die Möglichkeit, in solche Diskurse einzutreten, eröffnet sich uns, weil wir über hinreichend differenzierte Gehirne verfügen, um eine Theorie des Geistes zu formulieren. Ich schlage ferner vor, daß wir die Erfahrung, ein selbstbestimmtes Ich zu sein, schon in frühen Lebensphasen über die Interaktion mit unseren Bezugspersonen gewinnen. Durch ständige Verweise der Art: „tu das nicht, sonst ...“ oder „mach das, damit ...“ – so die Hypothese – wird zwangsläufig die Erfahrung vermittelt, man sei im Grunde frei, dies zu lassen oder jenes zu tun. Warum aber sollte sich dann unsere Wahrnehmung, ein freies Selbst zu sein, so anders anfühlen als die Wahrnehmung anderer sozialer Konstrukte? Warum wird uns gerade diese Erfahrung zu so unverbrüchlicher

Überzeugung, da wir doch anderen Inhalten sozialen Lernens meist recht kritisch begegnen? Ich vermute, daß dies an der sogenannten frühkindlichen Amnesie liegt, am Unvermögen kleiner Kinder, ein episodisches Gedächtnis aufzubauen. Kleine Kinder sind zwar ungemein lernfähig, jedoch nicht in der Lage, den Verursachungskontext der jeweiligen Lerninhalte mit abzuspeichern. Sie lernen und wissen, aber sie wissen nicht, warum sie wissen oder woher sie etwas wissen. Die Fähigkeit zur kontextuellen Einbettung des Gelernten in den Lernprozeß reift erst etwa nach dem zweiten Lebensjahr heran.

Somit fehlt uns möglicherweise für die Erfahrung, ein freies Ich zu sein, die Erinnerung an die Prozesse, die diese Erfahrung vermittelt haben – anders als zum Beispiel für die Erfahrung mit Wertesystemen, an deren Installation wir uns oft nur zu gut erinnern können. In dieser Amnesie für den Lernprozeß könnte also die Ursache dafür liegen, daß wir unsere Erfahrung, ein autonomes, freies Selbst zu sein, als absolute empfinden und mit ihr die metaphysische Konnotation des Geistigen, des nicht Verursachten, des immer schon Dagewesenen verbinden.

Und so bleibt uns die Frage, ob wir die beiden Beschreibungssysteme – in denen wir scheinbar Unvereinbares über unsere Bedingungen behaupten – je einander werden annähern können – das aus der Dritten-Person-Perspektive formulierte System der Naturwissenschaften, das eine Fülle logisch konsistenter Erklärungen für die Vorgänge in der Welt liefert, einschließlich der Emergenz mentaler Phänomene aus materiellen Prozessen, das aber keinen Raum für eine unabhängige geistige Instanz bietet und die aus der Ersten-Person-Perspektive resultierenden Beschreibungen, die sich unserer Selbsterfahrung und in der Folge auch der kulturellen Evolution verdanken, in denen wir uns dazu bekennen, freie, geistige Wesen zu sein.

Ich vermute, wir werden uns an diese Widersprüche zwischen Wissen und Erleben gewöhnen, genauso wie an den Widerspruch, daß in unserer lebensweltlichen Erfahrung, die wir aus der Ersten-Person-Perspektive gewinnen, die Sonne auf- und untergeht, während im naturwissenschaftlichen Beschreibungssystem die Erde kreist. Wir werden neue Brückentheorien und Metasprachen entwickeln, die es uns ermöglichen werden, die Begriffe aus den unterschiedlichen Beschreibungssystemen aufeinander zu beziehen.

Dadurch wird sich unser Menschenbild aufs Neue verändern, aber ich vermag nicht zu erkennen, daß uns dabei die Würde abhanden kommt. Im Gegenteil, wir werden uns unserer Geworfenheit mehr denn je bewußt werden und abweichendem Verhalten verständnisvoller und nachsichtiger begegnen, wenn wir das, was uns die Hirnforschung über die biologische Bedingtheit unseres Verhaltens lehrt, ernst nehmen und uns zu eigen machen. Je mehr wir über die Funktion unseres Gehirns erfahren, um so deutlicher werden uns die Grenzen des Erkennbaren

und Machbaren – und wenn Einsicht in unsere Begrenztheit zu Demut führt und Demut Würde ist, dann sollten wir nicht fürchten, daß naturwissenschaftliche Erkenntnis unsere Würde gefährdet.

Weil wir heute wissen, daß wir nicht wissen können, wo uns die Grenzen des Wißbaren gezogen sind, würde ich vorschlagen, Du Bois Reymond's *ignorabimus* durch ein schlichtes *ignoramus* zu ersetzen.

# Verleihung der Helmholtz- und Leibniz-Medaille

## *Helmholtz-Medaille an Jürgen Habermas verliehen*

*(Laudatio des Präsidenten der BBAW, Dieter Simon)*

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften verleiht am Leibniztag des Jahres 2000 ihre höchste wissenschaftliche Auszeichnung, die Helmholtz-Medaille. Seit 1892 wählt die Vollversammlung der Akademiemitglieder jene Persönlichkeit aus, deren überragende wissenschaftliche Leistung sie mit dieser Medaille anerkennen möchte. In diesem Jahr fiel die Wahl auf Jürgen Habermas.

Bei ihrer Entscheidung waren sich die Mitglieder der Akademie bewußt, daß sie ihr Votum nicht für einen Unbekannten abgaben, den zu entdecken und zu ehren in gleicher Weise Spürsinn und Kühnheit erfordere. Sie wußten auch, daß ihre Entscheidung, die, vor 25 Jahren gefällt, die Gelehrtenrepublik ohne jeden Zweifel ernsthaft gespalten hätte, heute wahrscheinlich nicht mehr als Zeichen besonderer Beherztheit interpretiert werden wird. Schließlich war ihnen nicht unbekannt geblieben, daß Jürgen Habermas schon Empfänger und Inhaber zahlreicher Preise und Auszeichnungen ist, so daß der Eindruck entstehen könne, es werde hier einmal mehr eine redundante Eule auf einen vollbesetzten Platz transportiert, während anderswo noch händeringend nach dem ersten mageren Käuzchen Ausschau gehalten wird.

Wenn trotzdem die Ansicht die Oberhand gewann, die Akademie solle ihre Helmholtz-Medaille jener Serie Habermas'scher Auszeichnungen hinzufügen, die 1974 mit dem Hegel-Preis der Stadt Stuttgart begann und nach mehreren Zwischenstufen über den Adorno-Preis, die Wilhelm-Leuschner-Medaille und den Theodor Heuss-Preis mit dem Hessischen Kulturpreis 1999 ihr vorläufiges Ende fand, dann war für diesen glücklichen Entschluß am Ende eine ungeniert egoistische Überlegung ausschlaggebend:

Wer auch immer einen Preis, eine Würde oder eine Auszeichnung vergibt, der identifiziert sich, ob er will oder nicht, in einem gewissen Umfang mit dem Gelehrten. Das hat Vorteile: Wenn der Gepriesene weiterhin glänzt, fällt unweigerlich ein kleiner Streifen dieses Glanzes auch auf den Preisverleiher. Jedes Mitglied der Akademie darf ein winziges Schlückchen aus dem großen Pokal des

weltumspannenden Würdenträger-Ruhmes zu sich nehmen. Die Identifikation hat aber auch Nachteile: Wertschätzungen sind historische Standpunkte ohne Ewigkeitsgarantie. Harmlos, wenn sich niemand mehr erinnern kann, wer der Geehrte gewesen ist. Peinlich vor allem dann, wenn geänderte politische Verhältnisse die betretenen Huldiger oder ihre Nachkommen nötigen, Ehrenbürgerschaften, Ehrendoktoren, Gedenkmünzen und ähnliches still und beklommen wieder zu kassieren.

So ist es also in jedem Fall geraten, die Prämissen der anstehenden Selbstverortung peinlich genau zu prüfen. Wollen wir, möchten wir gern so sein wie er (gegebenenfalls: sie) ist? Für den vorliegenden Fall hatte zwar schon die Neue Zürcher Zeitung am 17. Juli 1999 vielversprechend getitelt: „Wer ist Jürgen Habermas?“ Da die NZZ aber die Antwort schuldig blieb, mußte sich die Akademie ihre Antwort selber geben. Sie lautet:

Der 1929 geborene Jürgen Habermas ist

1. ein herausragender, multidisziplinärer Wissenschaftler, in dessen (dem Akademieplenum vorliegender) wissenschaftlicher Würdigung sieben Mitglieder der Akademie aus sieben disziplinären Perspektiven zu seinem Werk Rühmendes zu sagen wußten. Er ist auch ein bewunderungswürdig produktiver Gelehrter, der, wenn er sich jetzt zur Ruhe setzte, bis ans Ende seiner hoffentlich noch ungezählten Tage mit der Lektüre seiner selbst ausgelastet sein könnte.

Jürgen Habermas ist

2. ein international anerkannter, mehr noch, ein berühmter Wissenschaftler. Einer der wenigen, dem es vor Zeiten gelungen war, die Mauer zu durchdringen und sich sowohl europäisch als auch transatlantisch Gehör zu verschaffen. Und dessen Namen in der akademischen Auslandswelt zwischen dem Collège de France und dem Campus von Berkeley nur wenige noch nicht gehört haben. Auch wer den Citation-Index niemals freiwillig konsultieren würde, weiß, daß Habermas der weltweit bekannteste deutsche Sozialwissenschaftler der Gegenwart ist.

Jürgen Habermas ist

3. das, was man im formlosen Alltag einen „Denker“ nennt. Das heißt also einer, der Staat und Gesellschaft, Kultur und Zivilisation, Krieg und Frieden, Gegenwart und Zukunft in den Blick nimmt, analysiert und beurteilt. Und diese Urteile publiziert. Weswegen ihn manche einen Publizisten nennen, was aber nicht schicklich ist, da dies auf jeden Feder-Halter mit Printmedienzugang zutrifft. „Philosoph“ ist da schon viel genauer – und zwar einer, der wie Martin Seel in der Frankfurter Allgemeine Zeitung nicht völlig falsch meinte, „ein System hat, ohne daß das System ihn hat“. Vielleicht ist auch das Etikett „politischer Philosoph“ nicht falsch – auch wenn es nach Tautologie riecht.



Jürgen Habermas ist

4. ein engagierter politischer Staatsbürger, der den Elfenbeinturm stets als Minarett genutzt hat, um die Öffentlichkeit über den Stundenschlag ins Bild zu setzen. Mit seinen staatspolitischen Interventionen, den hartnäckigen rechtspolitischen Mahnungen und kulturpolitischen Einmischungen hat er das Selbstverständnis der alten Bundesrepublik entscheidend verändert und geprägt – wobei er sich vom Öffentlichkeits-Pessimisten zum vorsichtigen Optimisten gewandelt hat, weil er, wie er uns sagt, „die Resistenzfähigkeit und das kritische Potential des Massenpublikums“ unterschätzt habe.

Jürgen Habermas ist

5. ein Moralist, der, wenn nicht wie alle, so doch jedenfalls sehr viele von uns, seine „normativen Ordnungen ganz aus sich selber schöpfen“ muß. Der als Ersatz für den geschwundenen religiösen „Hintergrundkonsens“, in dem einem so göttlich wohl war, die erneuerte Diskurstheorie anbietet, mit der wir uns unser normatives Mieder selbst fabrizieren können, wiewohl nicht völlig frei. Denn schließlich dürfen „nur jene Normen Gültigkeit beanspruchen, die in praktischen Diskursen die Zustimmung aller finden könnten“. Wobei zur weiteren, schon fast gottgefälligen Sicherung auch noch der moralische Gesichtspunkt, weil nicht „gemacht“, sondern „gegeben“, der fürwitzigen Disposition entzogen wird.

Jürgen Habermas ist

6. ein Wahrheitssucher, der nicht aufgibt und nicht zurückweicht, wenn ihm der Vernunftgehalt sprachlicher Verständigung ausgedreht werden soll. Wahrheit als Inhalt eines rationalen Konsenses unter den Bedingungen einer idealen Sprechsituation, das war ein Lösungsvorschlag, an dem sich jahrzehntelang die Geister schieden. Bis der Autor dieser Konsensustheorie, dem der Mut zur Revision früherer Ansichten ebensowenig ausgeht wie seine Fähigkeit, die Argumente seiner Gegner als Katalysatoren für die produktive Weiterentwicklung seiner Thesen zu nutzen, die Wahrheit über die Rechtfertigung setzte und mit der „notwendigen Unterstellung“ einer objektiven Welt einen Bezugspunkt schuf, von dem aus die absolute Wahrheit sich doch noch autorisieren lassen soll. An diesem Vorschlag werden sich die Geister in Zukunft scheiden.

Jürgen Habermas ist

7. ein Meister der Sprache, was eigentlich nicht wundert bei einem, der die Sprache und das Sprechen ins Zentrum seines Denkens gerückt hat. Was ihm aber gleichwohl immer wieder bestritten und als Kompliziertheit, Schwerfälligkeit und Dunkelheit ausgelegt wird, obwohl doch nicht häufig mit Schlichtheit, Eleganz und Helle dem Komplexen, dem Schwierigen und dem Dunkel beizukommen ist. Seine Worte und Wendungen haben sich festgesetzt. Vom unauffälligen, anfänglich Leser und Schüler verratenden Verbum „festmachen“, über einprägsame Formeln wie „den öffentlichen Gebrauch der Geschichte“, über bücher-

raffende Stichworte wie die „ideale Kommunikationsgemeinschaft“ oder geflügelte Titel wie „Erkenntnis und Interesse“ oder „Die neue Unübersichtlichkeit“ bis hin zum einsichtsfördernden Oxymoron, dem unübertrefflichen „zwanglosen Zwang des besseren Arguments“.

Jürgen Habermas ist

8. ein Patriot, wenn man auch heute noch einen Patrioten nennen muß, wer als energischer Demokrat, Vaterlandsfreund und Verfassungspatriot seine gesellschaftstheoretische Aufmerksamkeit, seine intellektuellen Mahnungen und ideologiekritischen Warnungen praktisch ausnahmslos auf dieses Land gerichtet hat. Und der dennoch die „postnationale Konstellation“ auf die europäische Einigung verpflichten will. Der das demokratische „Bewußtsein kosmopolitischer Zwangssolidarisierung“ gegen den neonationalen Protektionismus mobilisiert und bereit ist, über eine maximale internationale Integrationsbereitschaft das Weltrecht und die Weltgesellschaft anzupeilen. Auf der philosophischen Tagesordnung steht eine Weltinnenpolitik ohne Weltregierung.

Jürgen Habermas ist

9. ein Reformers, der sich auch schon einmal irrt: zum Beispiel über das, was Mensch und Gesellschaft fromme, als er seinerzeit das Ethos des Leistungswettbewerbs in Frage stellte oder über sich selbst, als er die Depersonalisierung der Philosophie vorhersagte. Deswegen, und aus manch anderem Grunde hat er viele Gegner und Feinde. Auch weil er sich bedingungslos dem Projekt der Modernisierung verschrieb – handele es sich um die Bundesrepublik oder um die Geisteswissenschaften. Sein normativer Sprachstil mißfällt denen, die selbst gern Projektleiter und Präzeptor wären. Die mitunter herrische Geste des Besserwissenden macht sich der Besserwisseri verdächtig. Aber Reformer benötigen Sendungsbewußtsein und die stürmische Unrast des großen Besens, sonst knickt sie der Unrat.

Jürgen Habermas ist

10. ein Mann, der aus der Geschichte gelernt hat. Jemand, dem man heute hier und da vorzuhalten beginnt, daß er die Welt immer noch an der Elle von 1945 messe, obwohl sich doch längst andere Ellen anböten. Daß man es müde sei, sich Auschwitz als Instanz, vor der sich alle Sätze zu verantworten hätten, und als Moralfundament der deutschen Geschichte verordnen zu lassen. Wer aber die Schrift an der Wand erscheinen sieht und sie interpretiert, dem sollte man zuhören, statt ihn aufzufordern, sie abzuwischen.

Es liegt auf der Hand, daß die Akademiemitglieder, selbst wenn sie wollten, so nicht sein könnten, was überdies alles andere als wünschenswert wäre, weil so nur Jürgen Habermas sein kann, obwohl doch alle gern ein wenig von diesem Sosein abhaben möchten:

Weswegen ich Ihnen, Jürgen Habermas, jetzt im Auftrag der Akademiemitglieder die Helmholtz-Medaille überreichen werde.

## *Berthold Beitz erhält Leibniz-Medaille*

*(Laudatio des Präsidenten der BBAW, Dieter Simon)*

Seit dem Jahre 1907 wird von der Akademie der Wissenschaften eine Leibniz-Medaille verliehen.

Das Profil dieser Ehrung hat im Laufe des vergangenen Jahrhunderts geschwankt. Anfänglich sollte sie in erster Linie Personen zukommen, die sich um die Förderung der Wissenschaften verdient gemacht hatten. Es handelte sich also um eine wissenschaftspolitische Auszeichnung. Daneben konnte die Medaille allerdings auch denen verliehen werden, die außerhalb ihrer Berufstätigkeit bemerkenswerte wissenschaftliche Leistungen erbracht hatten. Insoweit war sie also gleichzeitig eine wissenschaftliche Ehrung – wenn auch für einen eher seltenen Fall. Die DDR prämierte dann auch wissenschaftliche Berufsleistungen mit der Leibniz-Medaille und ehrte mit Vorliebe Mitarbeiter der Akademie, so daß sich die Verleihung zu einer Würdigung wissenschaftlicher Erfolge des Hauses wandelte.

Die BBAW hat der Medaille in praxi ihren wissenschaftspolitischen Fokus zurückgegeben und zeichnet mit ihr Frauen und Männer aus, die sich herausragende Verdienste bei der Förderung der Wissenschaft erworben haben.

Anlässlich ihres 300jährigen Jubiläums verleiht die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften die Leibniz-Medaille an Berthold Beitz.

Wenn in Deutschland jemand leben sollte, der keine Vorstellung hat, wen und was er mit dem Namen Berthold Beitz zu verbinden hat – ein junger Mensch zum Beispiel, aus der eben heranwachsenden Generation, der aber gern eine Vorstellung haben möchte – ein solcher Mensch hätte es leicht, sich kundig zu machen.

Denn anders als bei manchem der häufig in medienferner Stille wirkenden Förderer gibt es seit vielen Jahrzehnten ein gut dokumentiertes öffentliches Bild von Berthold Beitz. Die Scheinwerfer des öffentlichen Interesses haben sich immer wieder auf diesen besonderen Mann gerichtet und flinke Federn haben an seinem Bild gezeichnet, gestrichelt, gekritzelt und gelegentlich auch geschmiert. Legt man die Folien dieser Skizzen, die sich beileibe nicht bloß (und nicht einmal in erster Linie!) mit Beitz dem Wissenschaftsförderer befassen, übereinander, dann kehren einige Striche immer wieder, bilden Verdickungen und Verdichtungen; manche Prädikate formen sich zu Zügen; Zitate erscheinen; kleine Geschichten verfestigen sich zu einer lockeren Collage:

Der jugendliche Beitz, in Greifswald zur Schule gehend; Beitz als Bankkaufmann der Pommerschen Bank im heute immer noch hilfsbedürftigen Stralsund, Beitz als Shell-Direktor auf den galizischen Ölfeldern, wo er mit seiner Frau Else polni-

sche und jüdische Deportationsopfer vor dem sicheren Tod rettet; Beitz nach der Währungsreform als Generaldirektor der Iduna Lebensversicherungsgesellschaft; Beitz 1952, als er Alfried Krupp von Bohlen und Halbach begegnet, ein sowohl für diese beiden Personen als auch für die Bundesrepublik schicksalhaftes Zusammenreffen; Beitz als Generalbevollmächtigter von Alfried, des letzten Inhabers der Firma Krupp; Beitz der das Entflechtungsgesetz der Alliierten unterläuft und den Krupp-Konzern wieder auferstehen läßt; Beitz der Wirtschaftsführer: bewundertes, beschimpftes und beneidetes Symbol des Wiederaufbaus in der Bundesrepublik; Beitz als Wirtschaftsdiplomate und Versöhnungspolitiker in eigenem Auftrag in Polen, Ungarn, Rumänien und in der Sowjetunion; Beitz zwischen Alfried und Arndt, zwischen dem Vater und dem Sohn, dessen Kapriolen die Boulevardpresse bei Laune hielten und dessen Verzicht auf die Thronfolge den Weg zur Stiftung einerseits und zur Umwandlung der Einzelfirma in die Kapitalgesellschaft andererseits ebnete; Beitz 1967, 53jährig, am Sarg des mit 59 Jahren gestorbenen Alfried Krupp, des Mannes, dem er vermutlich am meisten von allen Weggefährten in unverbrüchlicher Freundschaft zugetan war; Beitz als Sportsmann und Sportfunktionär, als Weidmann und als Urlauber in Kampen auf Sylt; Beitz als Vorsitzender des Kuratoriums der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach Stiftung, der Alfried testamentarisch sein gesamtes Industrievermögen vermacht hat; Beitz in China, im Geschäft mit dem Iran und in Israel; Beitz als Aufsichtsratsvorsitzender der Fried(rich) Krupp GmbH, deren alleiniger Gesellschafter die Stiftung ursprünglich einmal war; Beitz als Testamentsvollstrecker (und, wie er aus gegebenem Anlaß hinzuzufügen pflegt, nicht „Testamentsveränderer“) von Alfried Krupp; Beitz und die große Familie der Nachfahren jener ins 16. Jahrhundert zurückreichenden Industriellen-Dynastie, die einmal Krupp hieß.

Berthold Beitz, ein Mann, von dem es heißt, er sei voller Tatendrang und Ehrgeiz; der mancherlei positive Adjektive anzieht wie „charmant“, „zupackend“, „weltoffen“, „vital“, „energisch“, „unkonventionell“, „elegant“; aber auch weniger positive wie „rastlos“, „unberechenbar“, „stahlhart“, „unsentimental“, „mißtrauisch“, „gnadenlos“. Viele Metaphern begleiten ihn. Besonders oft aber wird das Schlachtfeld zitiert, auf dem Berthold Beitz kämpfte und kämpft und meist als Sieger davonzieht – und wenn schon als Geschlagener, dann aufrechter als seine stets zahlreichen Gegner.

Insgesamt ein heroisches, ein heldisches Bild. Sicher keines, das dem neugierig Nachfragenden die ganze Wahrheit erzählen würde. Vor allem kein Bild von innen, von dort, wo die Privatheit, die Stille, das Lachen und die Tränen sitzen. Aber auch kein Bild, in dem viel von jener Funktion die Rede ist, die uns heute zusammengeführt hat: von Berthold Beitz, dem Vorsitzenden und geschäftsführenden Mitglied des Kuratoriums der gemeinnützigen Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung. Davon ist jetzt zu sprechen.

Seit mehr als 30 Jahren lenkt Beitz die Geschicke der Krupp-Stiftung, deren große Erfolge und Verdienste wesentlich die seinen sind. Schon Alfred Krupp, der Urgroßvater von Alfried, hatte über eine Industrieförderung nachgedacht, weil er den „Nutzen der Werke“ für „die Gegend und das Vaterland“ sichern wollte. Aber erst 90 Jahre später, mit dem Vollzug des Testaments von Alfried Krupp, konnte jene Stiftung gegründet werden, „die Ausdruck der dem Gemeinwohl verpflichteten Tradition des Hauses Krupp sein soll“.

Die Stiftung nahm am ersten Januar 1968 ihre Tätigkeit auf. Ihre Projekte im In- und Ausland, erstrecken sich auf 5 Bereiche: Wissenschaft in Forschung und Lehre, Erziehungs- und Bildungswesen, Gesundheitswesen, Sport sowie Literatur, Musik und bildende Kunst. Beitz sorgte überall für klare Schwerpunktsetzung. Rund 620 Millionen Mark wurden bis heute ausgeschüttet. Natürlich ging nicht alles in die Wissenschaftsförderung, aber doch sehr viel. Nicht wenige der Förderprogramme zeigen die Handschrift des Kuratoriumsvorsitzenden:

So wurden zum Beispiel „als Zeichen der Versöhnung, der gegenseitigen Anerkennung und der Solidarität“ jene Verbindungen intensiv fortgesetzt, die Beitz bereits in den 50er Jahren zu Polen geknüpft hatte. Dazu gehören über 100 verschiedene Projekte, unter anderem ein Stipendienprogramm für polnische Studenten an der Europauniversität Viadrina in Frankfurt/Oder und die Einrichtung einer Gastdozentur an der Universität Krakau.

In gleicher Weise durch Beitz geprägt ist der Beitrag der Stiftung zur Verständigung und Aussöhnung zwischen Deutschen und Juden, zwischen Deutschland und Israel: besondere Förderung haben dabei Einrichtungen aus den Bereichen Wissenschaft wie etwa das Weizmann Institute of Science und die Hebräische Universität Jerusalem erfahren.

Ein durch das Schlüsselerlebnis des Krieges ausgelöstes Anliegen von Beitz sind Völkerverständigung und Verbesserung der Ausbildung der jungen Generation in einem internationalen und interkulturellen Kontext. Also hat die Stiftung zahlreiche internationale Stipendienprogramme und Projekte aufgelegt, etwa das seit 1982 bestehende Krupp Internship Program for Stanford Students in Germany, das Studenten der kalifornischen Universität Stanford einen halbjährigen, mit einem Sprachkurs und einem Unternehmenspraktikum verbundenen Aufenthalt in Deutschland ermöglicht.

Die Stiftung hat in Erinnerung an ihren Stifter den Alfred Krupp-Wissenschaftspreis für „hervorragende Leistungen in den Natur- und Ingenieurwissenschaften sowie den Geistes- und Wirtschaftswissenschaften“ eingerichtet. Sie hat den Alfred Krupp-Förderpreis für junge Hochschullehrer ausgelobt und mit diesem großzügig bemessenen Preis Natur- und Ingenieurwissenschaftler ausgezeichnet, die trotz „ihrer herausragenden Qualifikation noch nicht über ein eigenes Institut oder einen gut ausgestatteten Lehrstuhl verfügen“. Sie hat zahlreiche

Stiftungsprofessuren eingerichtet und dadurch jene Bereiche zu stärken gesucht, in denen förderungspolitische Desiderate und Defizite erkennbar geworden waren.

Aber die Krupp-Stiftung hat auch Fördermittel für die Modellierung ganzer Universitäten bereitgestellt: so begleitete sie mit einem frei verfügbaren Fonds für wissenschaftliche Zwecke die Gründung der Universität Dortmund Ende und leistete der Universität Witten/Herdecke – der ersten Privatuniversität der Bundesrepublik – umfangreiche Aufbauhilfe. Sicher der Verbundenheit mit Berthold Beitz' pommerscher Heimat ist die schwerpunktmäßige Unterstützung der Universität Greifswald zu verdanken. So wurde etwa der Bau einer Klinik für Hämatologie und Onkologie von der Stiftung initiiert.

Die geförderten wissenschaftlichen Einrichtungen – und nur von den wissenschaftlichen Aktivitäten der Stiftung konnte hier überhaupt die Rede sein – haben es in der Regel an Dankbarkeit nicht fehlen lassen. „Ehrendoktor“, „Ehrenprofessor“, „Ehrensator“ und „Ehrenförderer“ sind für Berthold Beitz geläufige und umstandslos eingesammelte Titel geworden. Diese Dankbarkeit der Begünstigten hat ihren guten Grund:

Stiftungen, von denen wir auf Grund unseres immer noch unglücklichen Stiftungsrechts und einer uneinsichtigen Steuergesetzgebung viel zu wenige haben, ist inzwischen auch in der Bundesrepublik die Aufgabe zugewachsen, die finanzielle Not der Wissenschaft zu lindern. Dabei sind jene Stiftungen nicht nur die beliebtesten, sondern auch die erfolgreichsten, die auf inhaltliche Vorgaben verzichten und den durch sie nach sorgfältiger Auswahl geförderten Personen und Institutionen die größtmögliche Freiheit bei der Mittelverwendung einräumen. Denn sie anerkennen die Unabhängigkeit und bekräftigen die Eigenverantwortlichkeit von Wissenschaft und Forschung. Daß in der Krupp-Stiftung ein solcher Geist herrscht, ist nicht zuletzt, sondern zuerst dem Einfluß von Berthold Beitz zu verdanken, der für die Stiftung und ihre Ziele bis heute mit seiner ganzen Persönlichkeit eintritt, ja sie verkörpert.

Das Verdienst von Beitz ist es, daß die Krupp-Stiftung zu einer der bedeutendsten Stiftungen der Nation ausgebaut wurde, die aus der Wissenschafts- und Kulturförderung der Bundesrepublik nicht mehr wegzudenken ist.

Die Akademie weiß, daß es sich dabei um einen eher unauffälligen Teil der überragenden, weltweit anerkannten und respektierten Lebensleistung von Berthold Beitz handelt. Diesen Teil soll die Leibniz-Medaille, ihrer Natur nach und notgedrungen eine bescheidene Anerkennung, öffentlich auszeichnen.

Herr Beitz kann leider aus höchstpersönlichen Gründen heute nicht unter uns weilen. Ich werde ihm die Medaille demnächst überreichen.

# Bericht des Präsidenten der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Dieter Simon

## *Leibniztag*

Wir feiern den Leibniztag!

Das Kind tritt aus dem Märchen von des Kaisers neuen Kleidern, wo es bis heute gewartet hat. Das Kind, durchschnittsalt und durchschnittsgroß, unbestimmt ob männlich oder weiblich, politisch neutral und korrekt, fragt: „Warum?“

Der Präsident gibt eine kalendergemäße Antwort: „Weil Gottfried Wilhelm Leibniz am 1. Juli geboren wurde.“

Womit eine herrschende Meinung wiedergegeben wird, die nicht herrschte als Leibniz geboren wurde. Denn als dieser das Licht der Welt erblickte, zählte seine Umwelt den 21. Juni des Jahres 1646, wozu sie durch Gaius Iulius Caesar seit vorchristlichen Zeiten legitimiert war. Es ist also anzunehmen, daß auch Leibniz glaubte, denn selbst das Genie erinnert sich nur undeutlich an seine Geburt, daß er am 21. Juni geboren sei. Was er im Jahre 1700 dachte, als der Julianische Kalender auch in den protestantischen Ländern durch den 10 Tage fortgeschrittenen Gregorianischen ersetzt wurde, ist nicht überliefert. Vielleicht feierte er seinen Geburtstag zweimal. Aber so ein Typ war er, nach allem was wir wissen, nicht.

Unklar ist auch, was die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin dachte, als sie 1812 in ihren neuen Statuten den „3ten Julius jedes Jahres zum Gedächtnis der Geburt Gottfried Wilhelms Freiherrn von Leibnitz“ festsetzte. Wußte sie es besser? Hatte sie Informationen, daß Leibniz tatsächlich am 23. Juni julianischer Zeitrechnung geboren wurde? Oder hat sie sich verrechnet ( $21 + 10 = 33?$ ) – was angesichts so vieler genialer Mathematiker in ihren Reihen kein Wunder wäre. Vielleicht hat sich auch das Reorganisationskomitee der Akademie schlicht verschrieben?

Gefeiert wurde der erste Leibniztag, der jemals begangen wurde, jedenfalls am 3. Juli 1812 – in Anwesenheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Später feierte man dann bald vor, bald nach dem 3. Julius. Leibniztag und Geburtstag – an welchem Tag auch immer – fielen auseinander. Von den gedruckten Festreden wurden die meisten an einem 4. oder 5. Juli gehalten.

Ob solcher Ungewißheiten sollte die Antwort korrigiert werden: Wir feiern den Leibniztag, weil Leibniz geboren wurde. Woran schließlich niemand zweifeln wird“.

Das Kind: „Viele werden geboren. Warum wird nicht Lichtenberg gefeiert, der auch an einem 1. Juli zur Welt kam?“



Jetzt bewegt sich der Präsident in sicherem Fahrwasser. Er gibt eine historische Antwort: „Weil Leibniz diese Akademie gegründet hat“.

Historisch ist diese Antwort in doppelter Weise. Einmal, weil sie schon seit 1812 so gegeben wird. Damals meldete die „Haude und Spenersche Zeitung“, in grammatisch etwas anstrengendem Deutsch, die Akademie habe am 3. Juli den Geburtstag von Leibniz gefeiert, „weil die von Friedrich I. gestiftete Societät der Wissenschaften (die nachher von Friedrich II. zu einer königlichen Akademie erhoben worden) größtentheils nach seinem Plane eingerichtet worden, und wovon er der erste Präsident war, als ihren ursprünglichen Stifter betrachtet“. Zum anderen ist die Antwort historisch, weil es sich in der Vergangenheit so verhielt, wie 1812 beschrieben. Leibniz hat den größten ideellen Anteil am Gründungskonzept der am 11. Juli 1700 gestifteten „Societet derer Scientien“, wie der kurfürstliche Stiftungsbrief formuliert, und er war der erste Präsident dieser Akademie.

Das Kind: „Jener Societät oder dieser Akademie“?

Der Präsident stutzt und versucht eine diplomatische Antwort: „Nicht wirklich genau dieser Akademie – schließlich ist das 300 Jahre her – sondern nur jener kurfürstlichen Societät, die, wie wir eben der Zeitung entnahmen, später zur königlich preußischen Akademie erhoben wurde, die sich dann nach Verlust des Königs zur preußischen Akademie wandelte, die sich ihrerseits noch später nach Verlust von Preußen zur Deutschen Akademie umformte, welche dann alsbald in die Akademie der DDR einmündete – manche sagen: ‚eingemündet wurde‘, was aber kein gutes Deutsch ist –, welche dann wiederum der Berlin Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften wich – manche sagen: ‚gewichen wurde‘, was aber auch kein gutes Deutsch ist“.

Das Kind: „Also Leibniz war nicht der Präsident dieser Akademie und hat sie auch nicht gegründet?“

Der Präsident gibt eine ehrliche Antwort: „Nein“.

Das Kind: „Warum feiert die Akademie seinen Geburtstag, wenn er sie weder gegründet hat noch ihr Präsident war“?

Der Präsident gibt eine politische Antwort: „Wir fühlen uns der Akademie-Idee von Leibniz verpflichtet“.

Zwar sagt Harnack, Leibniz habe eine ausschließlich naturwissenschaftliche Akademie geplant. Aber das ist nur richtig, wenn man mit Harnacks geisteswissenschaftlichen Augen auf Leibnizens Visionen blickt. Zweifellos will Leibniz „das Werck“ – das heißt: die Akademie – „samt der Wissenschaft auf den Nutzen richten“. Dieser Nutzen heißt: „Ernährung, Erleichterung, Kommodität“.

Die Akademie soll dazu beitragen, die Lebensqualität der Nation zu verbessern und ist deshalb gehalten, die empirischen Wissenschaften für „mannichfache practische Aufgaben“ in Dienst zu nehmen. Von der Beschreibung und Verbreitung von Handwerkstechniken, über die Feuerversicherung bis zum



Bergbau und der Landwirtschaft, soll die Akademie das anwendungsorientierte Wissen in Gestalt der Technik organisieren, systematisieren und erproben.

Die Zweckfreiheit, jene ungeheuerliche Losung, mit der die Naturwissenschaften sich aus Politik und Metaphysik zugleich befreiten und ihren Siegeszug als Modell und Inbegriff von Wissenschaft antraten, lag noch in weiter Ferne. Für Leibniz führt die systematische und systematisierende, das heißt theoretische Durchdringung der Natur noch unmittelbar in die Metaphysik. Die theoretisch geleiteten Entdeckungen, „dadurch die überschwengliche Ehre Gottes mehr ausgebreitet“ wird, sind praktisch und epistemologisch nützlich, aber auch theologisch beweiskräftig.

Wer weder Anachronismen noch Oxymora scheut, darf die berühmte, unendlich ausdeutbare Formulierung von Leibniz, die Akademie habe *theoriam cum praxi* zu vereinigen, wiedergeben als: Grundlagenforschung in der Absicht, die Resultate zur Entwicklung technischer Neuerungen zu nutzen, um damit ein sittlich, ökonomisch und religiös blühendes Staatswesen zu erzeugen.

Keine kleine Aufgabe für eine Akademie, an der Leibniz denn auch, wie bei vielen anderen Vorhaben in seinem Leben, gescheitert ist.

Das Kind: „Dem Konzept von Leibniz fühlt sich die Akademie demnach nicht verpflichtet?“

Der Präsident gibt seine zweite ehrliche Antwort: „Nicht recht eigentlich. Wir können den Ausdifferenzierungsprozeß nicht rückgängig machen. Uns schwindelt schon ob der Fülle, wenn wir auch nur versuchen, wieder zusammenzudenken, was bei Leibniz noch ungeschieden lag und daher harmonisch, elegant und relativ knapp gefaßt werden konnte. Heute wäre seine Akademie ein ‚Superministerium als Supermaschine‘, wie es ein Kollege einmal formuliert hat.“

Das Kind: „Ein Leibniztag ohne Leibniz!“ Spricht, stampft mit dem Fuß auf und verschwindet wieder im Märchen.

Der Präsident tritt vor den Spiegel. Trägt er tatsächlich keine Kleider, wenn er den Leibniztag feiert?

Eine wichtige Antwort hat er allerdings noch nicht gegeben: „Wir haben das immer gemacht!“. Die Formel gilt zwar als eine bürokratische, allenfalls den Administrationen dieser Welt gefällige Antwort. Aber betrachten nicht auch die Juristen, die immerhin Gottfried Wilhelm Leibniz zu den Ihren zählen, die Unvordenklichkeit als Legitimation und sogar als starken Rechtsgrund zum Handeln?

Wir haben das immer gemacht. Oder jedenfalls seit 1812, als reorganisiert wurde. Da war die höfische Sitte, den dies natalis feierlich zu begehen, bereits endgültig in bürgerliche Kreise vorgedrungen, so daß Leibniz an seinem Geburtstag zu gedenken nichts Revolutionäres hatte. Die Nähe zu Leibniz bei jener von Friedrich II. gestifteten Akademie war hinsichtlich Präsidenschaft, Gründung und

Konzeption jedoch nur zeitlich, nicht aber sachlich, größer als heute. Eine Mythe wurde befestigt, mochten auch einige Sekretäre widersprechen und „Schaureden fürs Publikum und Lasten für die Mitglieder“ befürchten.

Der Leibniztag kam und blieb. Selbst am Ende des deutschen Absturzes gab es nur eine kurze Pause. Im Juli 1945 stand den beschädigten Akademikern der Sinn weniger nach Leibniz als nach einer Möglichkeit, dem Verderben auf Dauer zu entkommen. Aber am 4. Juli 1946 war er schon wieder da. Schließlich hatte die Sowjetische Militäradministration am 1. Juli 1946, dem 300. Geburtstag von Leibniz – welch ein Datum! – die Wiedereröffnung der Akademie befohlen. Der Philosoph Theodor Litt hielt den Festvortrag über „Leibniz und die deutsche Gegenwart“. Absolute Wahrheit und Toleranz waren die beiden Themen, für die er den Blick seiner Gegenwart an Leibniz schärfen wollte. Was ihm, wie wir wissen, nicht sonderlich gut geglückt ist. Diese Gegenwart dauerte bis 1992.

1993 hat der Festakt der Konstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, konzipiert als Neukonstituierung der Preußischen Akademie, den Leibniztag konsumiert. Die Zukunft triumphierte vorübergehend über die Erinnerung. Aber bereits 1994, nach einem Jahr, sah sich der Gründungspräsident Hubert Markl in einer, wie er sagte, „lückenlosen Erbfolge einer bereits mindestens 294jährigen Tradition“. Die Kette war wieder geschlossen, die Konstruktion geglückt, die Erbschaft angetreten. Wer will sich heute der Ergriffenheit verweigern, beim Anblick einer solchen 300jährigen Tradition?

Traditionen, das hat uns kürzlich wieder Aleida Assmann in Erinnerung gerufen, sind schließlich nichts naturwüchsiges, keine beliebigen Bildungen oder Mißbildungen am kollektiven Bewußtsein, die geschehen oder nicht, je nachdem, wie der Wind weht. Sie sind soziale „Strategien der Dauer“, kulturelle Konstrukte, die die Kontinuität von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft herstellen. Solche Konstrukte erlauben es, Abbruch und Wandel zu widersprechen und sie zu überwinden. 300 Jahre Leibnizakademie! Damit sichern wir uns eine Brücke über alle Diskontinuitäten, weil wir die Entgrenzung nicht aushalten könnten, die einträte, wenn wir aufhören würden, die Konturen unserer Identität zu zeichnen; wenn wir verwehen sollten, wie Zeichen im Sand; wenn wir die Metamorphosen der Institution, ihre örtlichen, personellen, materiellen und kollektiven Zäsuren als Ende der Geschichte und nicht als deren Gesetz anerkennen müßten.

Indem wir den Leibniztag feiern, bauen wir eine Brücke in die Vergangenheit und affirmieren eine gleichartige Zukunft.

Der Präsident tritt zufrieden vom Spiegel zurück. Er möchte zu seinem Dialog mit dem märchenhaften Enfant terrible zurückkehren. Denn er hat jetzt eine Antwort. Aber das Kind läßt auf sich warten.

„Feiern“ verbindet der harmlose Verstand mit Essen und Trinken, mit Gespräch und Tanz. Geburtstagskinder verlesen keine Tagebücher. Bei Institutionen ist das

anders. Sie feiern häufig mit der Vorlage von Bilanzen. Das ist nicht so befremdlich, wie es scheint. In jedem Rechenschaftsbericht vergewissert sich die Akademie ihrer selbst, gibt sie bekannt, daß sie noch dieselbe ist wie im Jahr zuvor und verspricht, zu bleiben wie sie war. Sie huldigt der Erinnerung an den vereinnahmten Großen, indem sie sich an seinem Geburtstag selbst bilanziert. „Am Leibniztag“, so kann man lesen, „legt der Präsident über die Arbeiten des vergangenen Jahres Rechenschaft und die neuen Akademiemitglieder werden vorgestellt“.

Im 300. Jahr ihrer Existenz sollte allerdings ein am Leibniztag erstatteter Bericht der Akademie weiter ausgreifen. Ein Erinnerungsraum von 300 Jahren wäre zu konstruieren. Denn daß dieser Raum bereits vorhanden sei, ist eine Vorstellung, die sich bisher nur die Wissenschaftsjournalisten zu eigen gemacht haben. Sie fragen in diesen Tagen unbefangen nach den wichtigsten Erfolgen oder Entdeckungen der Akademie in den verflossenen drei Saecula. Das schafft Verlegenheit. Daß Gelehrtenesellschaften als solche nichts entdecken und Erfolge immer die des jeweils Einzelnen sind, möchte man ungern zugeben. Aber statt dessen die allgemeinen Geschicke als Leistungen zu verkaufen, ist auch nicht leicht.

So bleibt es denn für die dreihundert Jahre Rückbesinnung bei einer flüchtigen Verneigung vor Leibniz, einer Erinnerung an die verschriftlichte Institutionengeschichte, die sich aus den vier Bänden von Adolf Harnack, den Studien des unglücklichen Conrad Grau und den von Jürgen Kocka organisierten Untersuchungen zusammensetzt, sowie einem Hinweis auf den, zum Jubiläum vorgelegten Abriß der Akademiegeschichte.

Dergestalt zurückgeworfen auf die Vergewisserung über die Unternehmungen des letzten Jahres, tritt die Buchhaltung in ihr Recht.

Die wissenschaftlichen Taten der 117 ordentlichen Mitglieder der Berlin Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften stehen verzeichnet in dem in der vorigen Woche erschienenen, 533 Seiten umfassenden Jahrbuch. Sie finden deshalb hier insgesamt gleichberechtigte Nichterwähnung.

Sieben Mitglieder wurden hinzugewählt. Sie sind anwesend und werden ihre Berufungsurkunden bei dem anschließenden Empfang erhalten. Wer sich schon vorher kundig machen möchte, sollte das am Eingang ausliegende Vorstellungsheft konsultieren.

Über den Zustand von Archiv und Bibliothek informieren zwei, über die 10 interdisziplinären Arbeitsgruppen und Initiativen und die 32 Langzeitvorhaben zwei weitere Broschüren.

Die wissenschaftlichen Projekte der Akademie, das kann man ohne feiertäglich eingefärbte Übertreibung sagen, stehen inzwischen nahezu ausnahmslos in Glanz und Anerkennung; die Tagungen, Konferenzen, Vorlesungen, Initiativen sowie die großen und kleinen Publikationen der Akademie haben entschiedenes Profil und Eigengewicht zu erringen gewußt.

Der Ausbau der internationalen Beziehungen, vor allem, aber nicht nur zu den auswärtigen Akademien, ist kräftig vorangeschritten und hat durch die gestrigen Verträge mit Israel und Korea weiteren Auftrieb erhalten.

Auch institutionell ist vieles in bedeutsame Bewegung geraten.

Die Anstrengungen zur Reorganisation der Akademieverfassung sind vom Plenum der Mitglieder nachhaltig auf das Ziel gelenkt worden, eine aufmerksam beobachtende, flexible, wissenschaftlich und kulturpolitisch engagierte, transdisziplinäre Gemeinschaft zu schaffen.

Das Experiment „Die Junge Akademie“ konnte nach allerlei Bedenken und Bedenklichkeiten zusammen mit der Leopoldina auf einen hoffentlich glücklichen Weg gebracht werden.

Die 1999 gestartete Balkaninitiative hat sich nach Maßgabe dessen, was den beiden Mitarbeiterinnen im Nebenamt zu erreichen möglich war, als bundesweit einzige regional organisierte Initiative zur Beratung und Vermittlung in Fragen der betroffenen Wissenschaftssysteme etabliert.

Der Ort der Akademie erlebt mit Fassadenpolitur und dem Umbau des Plenarsaals den Beginn seiner Sanierung.

Blankensee, unsere idyllische, im Juli mit einem Sommerfest offiziell eröffnete brandenburgische Tagungs- und Konferenzstätte wächst seit dem 1. August 1999 kontinuierlich ihrer Bestimmung entgegen.

Vieles könnte und müßte noch in diese Rechnungslegung einbezogen werden: die Arbeit der Mitglieder und die Arbeit der Nichtmitglieder in den zahlreichen Kommissionen, Räten und Gremien der Akademie; die verschiedenen Aktivitäten zu den Jubiläumsfeierlichkeiten, das klaglose und überobligationsmäßige Engagement der Administration unter erschwerten Bedingungen.

Darauf soll aber für diesmal verzichtet und statt dessen ein Weg eingeschlagen werden, der bisher noch nicht oft begangen wurde. Denn bei den zurückliegenden Festveranstaltungen wurden von dieser Stelle aus vorwiegend Pläne vorgestellt und – mehr oder minder versteckt – Forderungen erhoben.

Im Jubiläumsjahr und wenige Monate vor dem Ende der Amtszeit des Präsidenten scheint es jedoch angemessen, auch einmal zu einer nachdrücklichen Dankagung zu finden.

Wir, die Mitglieder und Mitarbeiter der Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, danken:

Dem Bundesministerium für Bildung und Forschung für seine unerschrockene Mitwirkung bei dem Experiment „Die Junge Akademie“.

Dem Auswärtigen Amt, daß es die finanziellen Voraussetzungen für die Anwesenheit der ausländischen Akademievertreter geschaffen hat.

Den Zuwendungsgebern Berlin und Brandenburg, die sich dazu durchgerungen haben, uns aus Zuwendungsempfängern in Zuschußempfänger zu verwandeln,

ein Vorzug, der dem fiskalisch Unerfahrenen rätselhaft bleiben muß, während er den Kenner in fröhliche Laune versetzt.

Dem Berliner Senat, dessen Haushaltslage hinlänglich bekannt ist, der sich um Fassade und Plenarsaal verdient macht, der unsere Broschüren finanziert und uns und der Berliner Wissenschaft die Mittel für die geplanten Blankensee-Konferenzen überlassen hat.

Der Volkswagenstiftung danken wir für ihren hellsichtigen Einsatz bei den ersten Schritten zur Wiederherstellung des Plenarsaals und für ihre Schrittmacherleistung bei der Gründung der „Jungen Akademie“. Ohne Wilhelm Krull läge beides zweifellos noch weit zurück.

Der Körberstiftung und der Kruppstiftung sind wir zu herzlichem Dank verpflichtet für die großzügige finanzielle Unterstützung, ohne die es der Stadt Berlin sicher sehr schwer gefallen wäre, die vielzitierten Sanierungsmaßnahmen am Sitz der Akademie in Gang zu bringen.

Wir danken der Berliner Lottogesellschaft, die einen erheblichen Betrag für die Möblierung von Blankensee zur Verfügung gestellt hat und uns dadurch befähigte, den Tagungsbetrieb praktisch aufzunehmen.

Wir danken der Heckmann-Wentzel Stiftung, die neben den vielen und regelmäßigen kleinen Wohltaten die Förderung einer Tagungsserie ausgeschrieben hat, der Böll-Stiftung, deren Förderung die Ausstellung der Russischen Akademie der Wissenschaften ermöglichte und dem Stifterverband, der die vielfältigen wissenschaftlichen Initiativen zum Jubiläumsjahr generös unterstützte.

Der Schering AG, sagen wir Dank für das Wohlwollen, mit dem sie uns immer wieder rasch und souverän aus kleineren und größeren Schwierigkeiten hilft.

Wir danken den Preisstiftern, die uns in die Lage versetzen, in regelmäßigen Abständen herausragende wissenschaftliche Leistungen auszuzeichnen und dadurch Ansporn zu geben und Zeichen zu setzen, daß Exzellenz sich lohnt.

Wir danken den zahlreichen Drittmittelgebern, die unsere wissenschaftlichen Projekte unterstützen, stellvertretend für viele seien die Deutsche Forschungsgemeinschaft mit ihren stattlichen Beiträgen zum Digitalen Wörterbuch der Deutschen Umgangssprache und die Deutsche Bundesstiftung Umwelt mit ihrem Beistand für die Glasmalereiforschung genannt.

Wir danken den Freunden und Förderern der Akademie, die im Rahmen des Möglichen materiell und jederzeit ideell für uns eintreten und dem Hause Springer für seine unermüdliche Gastfreundschaft, die im Halbjahresrhythmus der wissenschaftlichen Causerie zugute kommt.

Das Kind tritt wieder aus dem Märchen.

„War das jetzt die Feier?“

Der Präsident gibt eine mißmutige Antwort: „Institutionen feiern, wenn es denn geht, durch positive Schlußrechnungen, das sollte klar geworden sein.“

Das Kind: „Und was ist mit Leibniz?“

Der Präsident gibt eine nachdenkliche Antwort: „Was ist uns Leibniz, wenn die Frage anders beantwortet werden soll als mit der Beschwörung jenes dünnen und vielfach gewundenen historischen Fädchens, das zum Gründungsmythos zurückführt?“

Wir könnten versuchen, Theodor Litt zu folgen, der sich vor 54 Jahren einen direkten Weg zu Leibniz bahnte, indem er sich entschloß, Leibniz „an denjenigen Stellen seines geistigen Reichs“ aufzusuchen, „an denen er unseren Sorgen am nächsten kommt, an denen wir unsere ureigensten Anliegen zur Sprache zu bringen Anreiz und Nötigung verspüren“. Was indessen „unsere ureigensten Anliegen“ sind, darüber dürfte ein Konsens nicht leicht zu erzielen sein.

Blickt man auf die Gesellschaft als Ganze, dann ist die Situation sicher eine vollständig andere als 1946, wo die Prophezeiung, es werde später einmal die Frage die Nation bewegen, warum die deutschen Fußballmillionäre nicht mehr rennen wollen, als Zeichen völliger Verrücktheit angesehen worden wäre. Und erst recht eine Vorhersage, daß es nicht nur die Kicker, sondern insgesamt unter Männer und Frauen nur noch wenige sein würden, die bereit sind, für Deutschland zu rennen, wäre nicht verstanden worden.

Gerade hier aber liegt gegenwärtig eines unserer Hauptprobleme. Es ist ein Problem, das uns unmittelbar zu der Person von Leibniz bringt. Denn der wohl auffälligste Zug an diesem großen, rätselhaften und bewundernswerten, gleichwohl mitnichten ausnahmslos sympathischen Mann ist sein ruheloser, unermüdlicher Einsatz für den gemeinen Nutzen. Auch wenn man viele Abstriche machen muß an dem, was er über sich und andere schreibt, so bezeugt doch die Summe seines hagestolzen Lebens, die Richtigkeit seiner Bemerkung, er sei weder an Geld noch an den üblichen Vergnügungen interessiert, sondern nur daran, „meinen Geist zufriedenzustellen, indem ich etwas Greifbares und Nützliches für das allgemeine Wohl leiste“.

An der Zeitenwende zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert: Der civil service nicht als Phrase, sondern als Lebensmodus. An der Zeitenwende vom 20. zum 21. Jahrhundert: Geringe Bereitwilligkeit zum Dienst am Nächsten; fehlender Gemeinsinn; kein Einsatz für andere Interessen als für die eigenen; larmoyante Introspektion statt Opferwille, bei gleichzeitiger angestrebter Suche nach Sinn und Ethos und – angesichts ungeduldiger Nachfrage nicht bloß der studierenden Jugend – nach einer belastbaren Wertorientierung. Dadurch induziert der Verdacht wachsender Bereitschaft zur Selbstaufgabe, für die es auch sonst manches Zeichen zwischen Kinderfeindlichkeit und Sprachpreisgabe gibt.

Die Akademie kann dieses Blatt nicht wenden, nur ein schwaches partikulares Stimmchen erheben, wo sie eigentlich über das ganze Land schreien müßte. Aber

da sie nicht schreien kann, möchte sie wenigstens vernehmlich flüstern, denn schon dieses Flüstern stellt sicher, daß wir heute unseres ersten Präsidenten Leibniz ohne Beschämung gedenken können – Leibniz, der nichts so gern getan hätte, als dem „Kaiser, und damit dem ganzen Volke zu Diensten zu sein“.

Das Kind: „Soll nichts für die Zukunft und über sie angedeutet werden?“

„Aber gewiß“, sagt der Präsident, und gibt eine wissenschaftlich gesicherte Antwort: „Was die Zukunft der Vergangenheit angeht, ist Niklas Luhmann zu zitieren: ‚Wir können nur sicher sein, daß wir nicht sicher sein können, ob irgend etwas von dem, was wir als vergangen erinnern, in der Zukunft so bleiben wird wie es war‘“.

Was die Zukunft der Zukunft angeht, erzählt eine Berliner Geschichte alles Wissenswerte: Als die Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihren Aufstieg zur Reichshauptstadt begann, sorgte der zunehmende Verkehr mit Pferdefuhrwerken und Droschken für eine starke Zunahme pferdegemäßer Hinterlassenschaften. Die mußten per Hand aufgelesen werden. Eine besorgte Zeitung rechnete 1880 aus, daß, bei gleichbleibender Zunahme von Bevölkerung und Pferden, im Jahre 1930 die gesamte Einwohnerschaft Berlins nicht mehr ausreichen werde, um alle Pferdeäpfel einzusammeln.

Was schließlich die Zukunft der Gegenwart angeht, gibt das Zeugnis eines anonymen Statistikers Auskunft: Von 92 % jener Deutschen, die in diesem Jahr sterben werden, steht fest, daß sie in den letzten 3 Jahren eine Banane gegessen haben.

Das Kind: „Was bedeutet das?“

Der Präsident: „Wir feiern den Leibniztag!“

Wir feiern den Leibniztag! Deswegen bitte ich nun alle Anwesenden in den Pleinarsaal der Akademie. Eingang vom Gendarmenmarkt aus. Alle anderen Informationen aus den verschiedenen Einladungen sind hinfällig, weil die Bauleitung über sich hinausgewachsen ist und das, was vor kurzem noch ausgeschlossen schien – den Empfang in der Akademie – doch noch ermöglicht hat.

## *Die Künstler der Festveranstaltung*



Entremé des Théâtre mimo magique  
mit Wolfram von Bodecker und Alexander Neander aus der Compagnie Marcel Marceau  
– gegründet 1996 –

### Alexander Neander

Der Deutsch-Franzose Alexander Neander, Jahrgang 1970, begann seine Ausbildung zum Pantomimen bei Peter Makal in Stuttgart. Bis zu deren Abschluß im Jahr 1989 nahm er Ballettunterricht und absolvierte ein einjähriges Volontariat am Staatstheater Stuttgart. In den Jahren 1993 bis 1995 nahm Neander an internationalen Workshops teil. Wichtigstes Diplom seiner Laufbahn ist sicherlich das der „Ecole Internationale de Mimodrame de Paris, Marcel Marceau“, das Neander 1995 erwarb. Seit 1995 ist er ständiges Mitglied der „Nouvelle Compagnie de Mimodrame Marcel Marceau“.

### Wolfram von Bodecker

Wolfram von Bodecker wurde 1969 in Schwerin geboren. Neben seinem ersten Beruf im Restaurantfach nahm er Unterricht bei professionellen Zauberkünstlern und entwickelte sein eigenes magisches, kabarettistisches Programm, mit dem er durch Deutschland tourte. 1992 wechselte er nach Frankreich, um für drei Jahre an der „Ecole Internationale de Mimodrame de Paris, Marcel Marceau“ zu studieren. Das selten vergebene Diplom gibt auch ihm die Möglichkeit, Mitglied der „Compagnie Marcel Marceau“ zu werden.